

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 12.

Gottschee, am 19. Juni.

Jahrgang 1909.

Dem Herzen Jesu.

Ich finde keine Lieder
Zum Danke Dir und Lob,
O Herz, das immer wieder
Vom Falle mich erhob!
Leicht tönen meine Saiten:
Zu nicht'gem Tanz und Spiel,
Doch Andacht zu begleiten
Im Flug ist mir zueil.
Nicht darum wolle wenden
Dein Angesicht von mir,
Nein, zieh mit milden Händen
Mich näher hin zu Dir!
Und stimm' im Herzen leise
Du selbst den rechten Klang,
Daß Dir zum ew'gen Preise
Mein Leben ein Gesang!
S. Satscher.

Christentum und Sozialdemokratie.

Immer wieder versucht es die Sozialdemokratie mit ihrer alten Lüge, sie sei nicht religionsfeindlich, das christliche Volk zu täuschen und in ihre Fangarme zu locken, um ihm den letzten Rest vom Christentum auszutreiben. Denn nichts geht der Sozialdemokratie so gegen ihre Pläne, als wenn sie entlarvt wird als eine in ihrem innersten Wesen religionsfeindliche Partei. Wo christliche Arbeiter noch christlich denken und handeln, dort ist für die Sozialdemokratie wenig zu holen. Mit aller List und Ausflüchten aller Art suchen daher die sozialdemokratischen Agitatoren darzutun, „daß die Sozialdemokratie duldsam sei gegen die Religion.“ Ja, man versteigt sich nicht selten zu der ungeheuerlichen Behauptung, „daß die gesamte

Tätigkeit der Sozialdemokratie dem Geiste wahren Christentums entspreche.“

Das Tun und Lassen der Sozialdemokratie zeigt aber das reine Gegenteil von Duldsamkeit gegen das Christentum und bekundet nicht einen Hauch wahren Christentums.

Denn wer mißbraucht selbst die der Besprechung wirtschaftlicher Fragen dienende Gewerkschaftspresse zu der gehässigsten und widerlichsten Verunglimpfung des Christentums? Es ist die Sozialdemokratie. Wer besudelt oder läßt ruhig die religiöse Überzeugung der Arbeiter in der roten Parteipresse, in sozialdem. Versammlungen und Organisationen besudeln und in den Kot treten? Die Sozialdemokratie! Wer verbrüderet sich mit den Freimaurern und Freidenkern zum Vernichtungskampfe gegen die Kirche? Die Sozialdemokratie! Wer steht in Frankreich an der Spitze des Kulturkampfes? Die Sozialdemokratie! Wer hat die französischen Genossen hierzu angetrieben? Es war der Führer der deutschen Sozialdemokraten, Kautsky, welcher im Jahre 1903 schrieb:

„Der einseitige Kampf gegen die Kongregationen, wie er heute in Frankreich geführt wird, ist ein bloßes Beschneiden der Äste des Baumes, was ihn nur um so üppiger wuchern läßt. Die Art muß an seine Wurzeln angelegt werden. Das aber wird nur erreicht durch Aufhebung der staatlichen Unterstützung des Weltklerus.“

Wer will die Religion aus der Schule hinausweisen, wer handelt nach dem Grundsatz: „Die Schule muß

gegen die Kirche mobil gemacht werden, der Schulmeister gegen den Pfaffen; richtige Erziehung beseitigt die Religion?“ Es ist wiederum die Sozialdemokratie.

Zu diesem Zwecke hat sich die Sozialdemokratie des Vereines „Freie Schule“ bemächtigt. Denn, so sagte der soziald. Reichsratsabgeordnete Luppy in österr. Schlesien ausdrücklich:

„Die Hauptaufgabe des Vereines „Freie Schule“ ist, den Pfaffen den Zutritt zur Schule ganz zu verwehren und mit dem Religionsunterricht in der Schule vollständig aufzuräumen.“

Die Sozialdemokratie verlangt die Trennung von Kirche und Staat; aber nicht etwa, damit die Kirche unabhängig und frei werde von staatlichem Drucke, sondern um sie vogelfrei und schutzlos zu machen und der Willkür der Kirchenfeinde preiszugeben.

Während daher in Europa die Sozialdemokratie nach Trennung von Kirche und Staat schreit, ist dieselbe Sozialdemokratie nicht zufrieden mit jener völligen Trennung von Kirche und Staat, wie sie in Nordamerika besteht und auch der Kirche volle Bewegungsfreiheit gestattet, weil, wie der sozialdem. „Vorwärts“ in Berlin schreibt, dort „bei völliger Trennung von Kirche und Staat das Muckertum und das Sektenwesen auf's Beste blüht und gedeiht.“ Das ist aber der ärgste Gräuel in den Augen eines waschechten Sozialdemokraten. Darum erklärt derselbe „Vorwärts“ die „Trennung von Kirche und Staat“ als

eine der Minimal- (Mindest-) Forderungen des sozialdemokratischen Programmes d. h. die eigentliche und letzte Forderung ist die völlige Ausrottung der Religion und Knechtung und Verfolgung der Kirche.

Die Sozialdemokratie ist in ihren Hauptlehren direkt religionsfeindlich. Denn die Sozialdemokratie schwört auf die sogenannte materialistische Geschichts- und Weltanschauung, welche, soweit die Religion in Betracht kommt, gleichbedeutend ist mit der Leugnung der Offenbarung Gottes, der Gottheit Christi, der göttlichen Einsetzung der Kirche. Wer sich zur Sozialdemokratie bekennt, muß diese materialistische Lehre annehmen. Kann das ein Christ, ein Katholik? Auf diese Frage antwortet reichsdeutsche Sozialdemokratie mit „Nein.“ Und erst im Feber l. J. hat dasselbe Blatt ausdrücklich festgestellt, „daß ein gläubiger Katholik sie (die marxistische Geschichtstheorie) und ihre Konsequenzen (Folgerungen) nicht anerkennen“ könne.

Bebel aber hat bekanntlich im Deutschen Reichstage erklärt: auf religiösem Gebiete erstreben wir den Atheismus d. h. die volle Religionslosigkeit.

Christentum und Sozialdemokratie vertragen sich ebensowenig wie Feuer und Wasser, Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge, Liebe und Haß.

Christus sagt: „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Die Sozialdemokratie aber will anstelle des alten christlichen Kirchenglaubens, wie eben in einem Pfingstartikel die sozialdemokratische Frauenführerin Popp sagte, das sozialdemokratische „Wissen“ setzen.

Christus erklärt: „Wer die Kirche nicht hört, sei euch wie ein Heide und öffentlicher Sünder.“

Die Sozialdemokratie weiß nichts anderes zu tun, als unausgesetzt gegen Kirche, Papst, Pfaffen, Dogmenglauben usw. zu hetzen und zu lästern und über Beten und Kirchengehen zu höhnen.

Christus sagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und liebet euere Feinde.“ Die Sozialdemokratie aber kennt nur Klassenbewußtsein und predigt gegen andere Stände den Klassenhaß. Anstatt Liebe gegen Andersgefinnte kennt sie nur den unmenschlichen Terrorismus und scheut selbst vor Mord und Blutvergießen nicht zurück.

Um aber gegen die Auswüchse des Kapitalismus, gegen den wilden Konkurrenzkampf, gegen Überproduktion, Ausbeutung der Arbeiterschaft, Be-

drückung des Volkes durch übermäßige Abgaben, gegen die Ungerechtigkeiten im heutigen Gesellschaftsleben zu sein und aufzutreten, braucht man kein Anhänger der Sozialdemokratie zu sein, die eine Ungerechtigkeit durch zehn andere noch größere ausgleichen will.

Noch ehe es eine Sozialdemokratie gab, haben christliche Männer gegen das Unrecht unserer Zeit in all seinen Formen gekämpft und bekämpfen noch heute weit besser als die Sozialdemokraten die Mißstände und Ungerechtigkeiten, welche die Abkehr vom Christentum über die menschliche Gesellschaft gebracht hat.

Wer ein wahrer gläubiger und denkender Christ oder Katholik sein will, kann nicht Sozialdemokrat werden. Er wird sich vielmehr der christlichen Bewegung anschließen, weil nur im Christentume und nicht in der Sozialdemokratie das Heil der Menschheit zu suchen und zu finden ist.

Gedankenspähne.

Was mit Gott war angefangen,
Ist niemals übel ausgegangen.

Du weintest einst, als die Welt begrüßt,
Und aller Lächeln grüßte dein Erscheinen,
Gott gebe, daß, wenn sich dein Auge schließt,
Dein Antlitz lächelt, während alle weinen.

Häng' an die große Glocke nicht,
Was jemand im Vertrauen spricht.

Eine Viehverwertungsstelle als Entschädigung für die Handelsverträge.

Die politische Lage Österreichs drängt zum Abschlusse von Handelsverträgen mit den Balkanstaaten. Will Österreich an seinen Südgrenzen friedliche Verhältnisse, so muß es die kleinen Balkanstaaten wirtschaftlich an sich fesseln. Diese Länder sind aber reine Bauernstaaten, sie wollen daher die Möglichkeit haben, ihre Erzeugnisse auszuführen. Dort hingegen ist ein günstiger Boden für österreichische Industrieerzeugnisse. Wenn unter diesen Umständen die höchste Stelle unseres Staates auf den Abschluß von Handelsverträgen dringt, so kann dies leider nur zum Schaden des österreichischen Ackerbaues geschehen.

Die radikalen und freisinnigen Agrarier unternahmen daher eine heftige Agitation gegen solche Handelsverträge und forderten sogar Obstruktion im Abgeordnetenhaus, besonders Reichsritter Simitsch v. Hohenblum ist der lauteste, aber auch unbesonnenste Außer im Streite. Zuerst hat Hohenblum bloß gegen die Christlichsozialen geheßt, jetzt

bezeichnet er aber auch schon die deutschfreisinnige Agrarpartei als Verräter des Bauernstandes. Am 30. Mai hatte Hohenblum in Reichenberg die Agrarpartei scharf bekämpft, ebenso am 3. Juni in Tuchan bei Dauba, wo Abg. Krüger gegen einzelne zu weit gehende Forderungen Hohenblums auftrat. Am 6. Juni aber feindete Hohenblum in Mutsch die deutsche Agrarpartei sowie die anwesenden Abgeordneten Krüger und Rutscher in heftigster Weise an.

Die Unbesonnenheit Hohenblums verlangt Obstruktion im Abgeordnetenhaus. Die Folge wäre eine Auflösung des Hauses. Das ist aber nicht notwendig. Denn das Fleisch, welches aus Rumänien eingeführt wird, darf anfangs nur $\frac{1}{4}$ Prozent und später nur $\frac{3}{4}$ Prozent aller Schlachtungen in Österreich betragen. Im Jahre 1908 sind aus Österreich 384.000 Menschen ausgewandert, aus Deutschland bloß 19.000. Viele tausend Hände könnten in Österreich bei einer blühenden Industrie Beschäftigung finden, wenn dieser Industrie durch Handelsverträge Absatzgebiete gesichert sind. Wenn mit Rumänien kein Handelsvertrag zustande käme, würden 60.000 Arbeiter beschäftigungslos, und sie wären nicht imstande, den Bauern ihre Feldfrüchte abzukufen.

Eine kluge Politik wird daher nicht Hohenblums Vorschläge billigen, sondern einen Mittelweg suchen, das haben die Christlichsozialen Landwirte getan, als sie auf dem Wiener Bauerntage am 20. Mai Entschädigungen für die leider unvermeidlichen Handelsverträge forderten. Es war nun der Christlichsoziale Handelsminister Dr. Weiskirchner, welcher den Ausweg fand. Die Regierung stellte nämlich eine Viehverwertungsstelle in Aussicht, die dem Ackerbauministerium unterstände. Die Geldausstattung der Anstalt wird vorläufig eine Million Kronen im Jahre betragen, würde sich jedoch später beträchtlich erhöhen. Die allerwichtigste Aufgabe dieser Zentrallstelle wäre die Förderung der Viehausfuhr nach dem Auslande und die bessere Viehverwertung auf den Inlandsmärkten, sowie die Förderung des Marktwesens und die bessere Verwertung der Viehprodukte.

Eine staatliche Viehverwertungszentrale, wie sie die Landwirte wünschen, muß die Fleischversorgung aller Hauptstädte und auch der größeren Landstädte in Betracht ziehen und daher ein ausgearbeitetes, gut wirkendes Netz von Einkaufs- und Verkaufsstellen in der ganzen Monarchie haben. Sie muß aber auch die Verwertung der Abfälle in eigene Regie übernehmen, also eigene Leim- und Kunstdüngerfabriken usw. anlegen.

Wenn in dieser Weise für die Bauern Gutes geschaffen würde, kann man wohl zufrieden sein. Würde es aber im Sinne wilder Heßer gehen, welche die Einsicht

unserer Bauern unterschätzen, dann würden wir wüste Feindschaften an unseren Grenzen nähren, die Bauernsöhne und Adersleute müßten zur Bewachung der Grenzen als Soldaten im Felde stehen und der Grundbesitzer den letzten Heller als Kriegsteuer hergeben zur Bezahlung der Feldfrüchte, die zur Ernährung der Truppen aus fremden Ländern herbeigeschafft werden müßten, da der Bauer im eigenen Lande weder Geld noch Arbeitskräfte besäße, um den eigenen Boden zu bewirtschaften.

Zeitgeschichten.

— **Von einem Haifisch getötet.** Johannes Zambettas ist ein Taucher und Schwämme Fischer und geborener Grieche. Dieser fischte bei Tag beim Kap von Sidi-Manjur. Als er zur Oberfläche aufsteigen wollte, wurde er von einem Haifisch angegriffen, der ihm den rechten Fuß bis zur Kniegelenke abbiß. Der Taucher starb an Blutverlust.

— **Luftschiffahrt.** Unlängst feierte in München der bayerische Touringklub die Einweihung seines neuen, 1500 Kubikmeter fassenden Kugelballons auf dem Plage bei der Bavaria. Der feierliche Taufsakt wurde vom Vereinspräsidenten mit einer Rede auf den Prinzregenten Luitpold eingeleitet. Prinzessin Adelgunde, welche beim Ballon die Patenstelle übernommen hatte, schleuderte mit einem Glückwunsch die ihr gereichte Sektflasche an den Korb, daß sie zershellte, und unter Gurrufen, Musikklängen und dem Jubel der zahlreichen Zuschauer hob sich der Ballon mit vier Insassen in die Lüfte. — Der Ballon, geführt von einem Hauptmann der bayerischen Luftschifferabteilung, wechselte häufig die Fahrtrichtung und die Geschwindigkeit, so daß die zwölf Automobile, die ihn verfolgten, keine leichte Arbeit hatten. Seine Landung erfolgte nach zweistündiger Fahrt um etwa 6 Uhr abends bei Augsburg. — Von den 12 Kraftwagen kamen sieben zur Stelle, und zwar innerhalb eines Zeitraumes von 40 Minuten.

— **Einer, der sich selbst bestehlen hilft.** Vor einiger Zeit ging einer in Wien, der die Arbeit nicht leiden mag, durch die Gassen. Da sah er in einer Hausflur ein Fahrrad stehen, das der Diener eines Weinhändlers gerade gepunkt hatte, weil sein Herr es benutzen wollte. Der Tagelieb begann sich nicht lang, trat in die Hausflur und wollte eben das Rad entfernen, als die Tür sich öffnete und der Weinhändler erschien. „Was wollen Sie“, frag er. Der Gauner, nicht verlegen, lehnte das Rad an die Wand und sagte: „Der Herr Baurat B. ersucht fünfundzwanzig Flaschen Gumpoldskirchner Riesling und fünfundzwanzig Flaschen roten Böslauer bis heute Abend zu schicken. Wir haben Gesellschaft“. Der Weinhändler lud den vermeintlichen Diener ein ins Kontor zu treten und notierte sich dank-

kend die Bestellung. Gab dem Diener eine Krone Trinkgeld, damit er bei einem späteren Auftrage wieder zu ihm komme. Der Gauner empfahl sich und der Weinhändler rief ihm nach, als er sah, daß er das Rad stehen ließ, „Sie, vergessen Sie Ihr Rad nicht.“ Der Diener kehrte sofort um, dankte, nahm das Rad und verschwand. Als der Weinhändler dann seinen Diener frag, ob er das Rad gepunkt, kam es an den Tag, daß es verschwunden war. Auf der Polizei, wo der Weinhändler den Fall zur Anzeige brachte, soll man recht herzlich gelacht haben.

— **Ein Überfall im Theater.** Dem „Daily Telegraph“ berichtet man aus New-York: Der Schauplatz eines unerhörten Überfalles war ein New-Yorker Theater. Drei Gauner hatten sich verbunden, um einen Herrn Williams, der für sehr reich gilt, während der Vorstellung zu berauben. Einer von den dreien näherte sich Williams und sagte dreist: „Die beiden Eintrittskarten, die Sie benutzt haben, gehören mir.“ Williams stellte das energisch in Abrede, und es kam zu einem lauten Streit mit Rippenstößen, Fußtritten und Faustschlägen usw. Während des Streites trat ein zweiter von den drei Spitzbuben hinzu, gab sich für einen Angestellten des Theaters aus und sagte: „Wenn sie sich zanken wollen, gehen Sie gefälligst hinaus.“ Williams und seine Frau gingen auch wirklich in die Vorhalle des Theaters. Hier wurde Williams von den drei Individuen niedergeschlagen und seiner ganzen Burschaft beraubt. Auf sein Geschrei eilten zahlreiche Schutzleute herbei, die sofort das Theater absperreten. Die Vorstellung wurde unterbrochen, und alle Zuschauer mußten an Williams vorbeifilieren; die Räuber aber waren nicht zu finden. Später erst fand man auf der Bühne hinter einem Vorhange einen Mann, der sich schlafend stellte. Er wurde sofort festgenommen; von den beiden anderen Verbrechern hat man noch keine Spur.

— **Merkwürdige Beute im Fischerneß.** Aus Pottau, 28. v. M., wird gemeldet: Heute nachts fischte an der Drau der Südbahnbedienstete Repotocnik mit einem Neße, als er plötzlich — es war gegen Mitternacht — einen dunklen Gegenstand heranschwimmen sah. Er zog mit aller Kraft das Neß ein und darin war — der Körper eines Menschen. Der nächtliche Fischer erkannte in diesem den slowenischen Kommiss Loncarovic. Repotocnik bemühte sich um den scheinbar Ertrunkenen und nach vieler Anstrengung gelang es, ihn ins Leben zurückzurufen. Der Gerettete war übrigens derart betrunken, daß er nicht angeben konnte, wie er ins Wasser gekommen war.

— **Opium-Genuß in Amerika.** Zu einer Volksgefahr hat sich in Nordamerika der Opiumgenuß herausgewachsen. Nach den Feststellungen wurden im Jahre 1907 mehr als 444.000 Pfund roher u. 151.916 Pfund Raucher-Opium eingeführt. Dazu

gelangt noch eine recht beträchtliche Menge geschmuggelter Ware ins Land. Die Zahl der Opiumraucher unter der weißen und farbigen Bevölkerung wird zusammen auf 100.000—150.000 geschätzt. Unter der Gesamtzahl der Verbrecher sind 15×48 v. H. Opiumraucher und unter den Insassen der Strafanstalten 6×62 v. H. Recht seltsam und traurig berührt die Versicherung, daß nicht weniger als 10 v. H. aller Ärzte der Union in der einen oder anderen Form dem Opiumgenuß fröhnen. Auch der Morphin-Mißbrauch greift in erschreckender Weise um sich. Die Union hat durch Gesetz vom 1. April d. J. jede Opium-Einfuhr, außer zu pharmaceutischen Zwecken, verboten. Leider gibt es unzählige Schleichwege.

— **Unangenehme Überraschung.** Der Stationsvorstand in Dadgo-Rhedha a. d. mandchurischen Grenze befand sich in einem Nebengemache seines Bureaus, als plötzlich von außen her ein Tiger auf ihn los sprang. Stepanoff hatte nur Zeit, noch die Zimmertür zu schließen und sich in den Hofraum zu flüchten. Aber das Raubtier zerbrach mit einem grimmigen Prankenschlag die Tür und stürzte sich auf den Unglücklichen. Zum Glück fuhr gerade ein Zug in die Station ein. Der Lärm, das Pfeifen der Maschine erschreckten das Tier, das dann sofort das Weite suchte.

— **Gold statt Kartoffeln.** Aus Portland in Kalifornien kommt die Nachricht, daß Richard Cornett, während er in seinem, nahe der Stadt gelegenen Kartoffelacker grub, mit dem Spaten auf eine verrostete Blechbüchse stieß, welche Goldstaub und Goldkörner im Werte von 10.000 Kronen enthielt. Man glaubt, daß ein alter australischer Goldgräber, der vor Jahren in einer auf diesem Grund und Boden damals stehenden Hütte starb, die Büchse vergrub. Jetzt, da Cornett den Schatz entdeckt hat, graben Hunderte von Bewohnern der Umgegend „nach mehr“.

— **Eine bitter-spässige Erfahrung** hat ein Viehhändler bei einem Viehtransport von Göttingen nach Wiesbaden gemacht. Unterwegs vermehrte sich der Viehstand dadurch, daß eine Kuh zwei Kälber zur Welt brachte. Der Viehhändler erhielt hierauf von der Eisenbahnverwaltung ein Strafmandat, weil sich in dem Viehwagen beim Eingang in Wiesbaden zwei Kälber befanden, die er auf dem Frachtbrief nicht bezeichnet hatte. Nachdem der Viehhändler den Nachweis geführt hatte, daß die Kälber beim Abgang des Viehwagens noch nicht da waren, also von ihm auch nicht bezeichnet werden konnten, wurde zwar die Strafverfügung aufgehoben, der Viehhändler mußte aber, da er nicht anzugeben vermochte, auf welcher Station die Geburt der Kälber erfolgt war, die Fracht für den ganzen Transportweg nachzahlen.

— Man sollte es nicht glauben!

Das versunkene Leben.

Skizze von M. Herbert.

Die Nervenheilanstalt des Doktor Badenius lag am grünen Gelände, höher und einsamer als die übrigen weithin zerstreuten Landhäuser der oberen Zehntausend der reichen süddeutschen Stadt.

Die Altanen und flachen Dächer des großen, schloßartigen Gebäudes boten die verschiedenartigsten Ausblicke. Man konnte hinabschauen auf die im Talsessel tief eingebettete herrliche Königsstadt mit der großen, funkelnden Krone über dem Palaste des Regenten, mit ihren goldenen Engeln und Kreuzen auf den Türmen, mit ihren Schloten, rauchenden Essen, mit den schwindelnden Hochbahnen und kühngebauten Brücken — mit all den tausend Zeichen rauschenden Lebens, die Kampf und Anstrengung, zu starker Arbeit, zu wettendem Wagen, zu hehrem Kunstgenuß und zu ungezügelter Begierde riefen.

Oder man konnte sich zur anderen Seite wenden. Dort dehnen Getreidefelder und grüne Weinberge sich weithin über die sanften Hügelwände, von Fruchtbarkeit und Segen erzählend. Dort standen tiefdunkle, weitausladende Walnusbäume, und aus duftenden Blumenärten stiegen italienische Villen mit weißem Säulenumgang. Oder man mochte von der Rückseite des Gebäudes aus den Blick sich in schweigende Wälder verlieren lassen, in dunkle, unabsehbare, unermessliche, die wie Meere wogen und aus denen große Wellen von Ruhe, Frieden, Vergessenheit und Beruhigung zu steigen schienen — aber auch eine starke Weltabgewandtheit, eine fast abwehrende Verslossenheit.

Den Blick in das Dunkel des Bergforstes hatte sich der junge Mann auserkoren, der, ein menschenfeindlicher Melancholiker, seit drei Wochen in der Anstalt weilte, ohne seine düstere und bittere Miene auch nur um das geringste aufgeheitert zu haben.

Geheimrat Doktor Badenius hatte die gewohnten Maßregeln über ihn ergehen lassen. Er hatte ihn von Kopf bis zu Fuß eingehend untersucht, behorcht, beklopft, durchleuchtet, ihm die herkömmlichen Abführungsmittel reichen lassen — ihm Knie- und Wadengüsse verordnet, Massagen, kalte Bäder, Turnübungen und langes Liegen in der frischen Luft und eine stärkende Diät. Er hatte ihn gezwungen, an den Mahlzeiten und Spielen der anderen leichten Patienten teilzunehmen, und ihn auf die gemeinsame Veranda beordert, wo Mörke, Umland, Stifter und Reuter

vorgelesen wurden — lauter Liebhaber behaglichen Lebens und der Idylle. Ja, er hatte ihm bei Tisch den Platz neben der hübschen, eleganten, rotblonden, kreuzfidelten Patientin angewiesen, von der niemand wußte, was in aller Welt ihr etwa fehlen könnte.

Aber das war alles vergeblich. Es machte auch nicht den mindesten Eindruck auf diesen morosen, verschlossenen und unliebenswürdigen Menschen, dessen stumpfe, schwarze Augen so glanzlos blickten, und der sich doch hätte so angenehm machen können mit seinen feinen Manieren, seinem eleganten Wuchs und seinem großen Vermögen.

Die Gäste der Anstalt zeigten denn auch keine Sympathien für den Schwermütigen. Die meisten von diesen Nervenleidenden und Kräftesuchenden waren von den strengen Anforderungen ihres Berufes mitgenommen, von schweren Unfällen und Überanstrengungen erschöpft. Einige auch litten unter den Folgen eigener Verschuldung, andere unter unerträglichen Erinnerungen, viele unter der Vernachlässigung und Lieblosigkeit ihrer Angehörigen.

Alle aber suchten der Trauer und der schweren Lebenslast zu entfliehen, sie suchten ein frohes Lächeln, eine gütige Hand, ein heiteres Auge. Sie suchten ein freundliches, unbekümmertes Wesen, eine Unterhaltung, die sie vergessen lehrte und zur Heilung führte. Sie fürchteten und mieden das Schmerzdurchfurchte Gesicht, den zusammengepreßten Mund, den schwermütigen Blick Gebhard Ulrichs. Und sie taten das mit der Selbstsucht der Kranken und Heilbedürftigen. Dagegen faßte der Doktor ein wissenschaftliches Interesse für seinen finsternen, unzugänglichen Patienten. Denn obgleich schon ziemlich abgestumpft gegen menschliches Leiden, liebte er doch noch immer den komplizierten Fall, der zu denken gab und zum Studium anregte. Er kannte so ziemlich den äußeren Lebensumriß von Gebhard Ulrich. Er war Architekt gewesen, hatte ein paar gute Pläne geliefert, ein neues Berliner Theater gebaut — ganz hervorragende Leistung — war stets normal, wenn auch zurückhaltend und leicht verschüchtert . . . Übersensibel! schloß Dr. Badenius.

Alles war gut gegangen und hatte eine erfolgreiche Laufbahn versprochen, bis vor zwei Jahren Gebhards Braut vor seinen Augen in einem hochgehenden Flusse ertrank. Seitdem hatte er seinen Angehörigen viel Last gemacht.

Er hatte sich nach einigen Tagen verzweifelter Raserei wie abgestorben ge-

zeigt, unfähig zur Arbeit, weil ohne jedes Interesse dafür, widerwillig gegen das Leben. Man hatte ihn zur Aufnahme der Nahrung zwingen müssen.

Das gab sich nach und nach, aber seine Schwermut schien unbezwinglich, wich keinen Vernunftsgründen, keinen noch so weisen überzeugenden Vorstellungen teurer Anverwandten. Gebhard Ulrich arbeitete nicht, er sprach und las nicht und der Anblick fließenden Wassers konnte ihn zum äußersten erregen und ängstigen. Da er sehr vermögend war, ging er auf Anraten eines großen, berühmten Nervenarztes auf Reisen. Italien kennen zu lernen, war längst sein Wunsch gewesen. Er hatte sich aber nie für genügend vorbereitet gehalten; nun fragte er nicht mehr darnach. Aber er ging durch die glühende Naturschönheit und die Marmorpracht Italiens und Griechenlands müde und interesselos wie durch ein Jahrmarktspanorama. Gleichgültiger und abgestorbener als er gegangen, kehrte er heim. Seine Seele war im Banne eines einzigen quälenden Gedankens und konnte sich nicht daraus befreien.

Anfänglich gab Doktor Badenius nicht viel auf die Sache mit der Braut. Er hielt keine großen Stücke auf die sogenannten „seelischen Depressionen“. Er behauptete, sie hätten immer körperliche Ursachen und würden ohne diese keine Rolle im gesundheitlichen Leben des Menschen spielen. Aber der Körper Gebhard Ulrichs funktionierte ausnehmend gut. Er besaß nicht den kleinsten organischen Fehler, nirgends eine Unregelmäßigkeit der Maschine, nicht die geringste Störung im Räderwerk. Und doch war dieser vermögende, wohl-erzogene, aus guter Familie stammende Mann der schwerste Fall des Arztes . . .

Doktor Badenius war auf seinem morgendlichen Rundgang begriffen. Er kam von dem russischen Fürsten, der an gelindem Säuerwahnsinn litt und der heute heimlich sein Gläschen mit Eau de Cologne getrunken. Dann besuchte er die reiche, dicke Dame, welcher er das „viel essen“ abgewöhnen mußte — und nach dieser die alte Gräfin, die eigensinnig nach Puppen verlangte, weil sie kinderlos geblieben war. Schließlich sah er bei dem blassen, jungen Mädchen herein. Die Ärmste schrieb unaufhörlich Briefe an ihren ungetreuen Verlobten, die nicht abgesandt werden durften.

Alle diese Menschen schienen ganz vernünftig im täglichen Verkehr; nur der Arzt und ihnen ganz Nahestehende kannten ihre Schwächen. Eine kleine Leidenschaft, die sich zur Gedankenbe-

herrscherin aufgeworfen hatte, eine Enttäuschung, eine Entbehrung, die nicht durch Resignation und Ergebung überwunden worden war, ein starker, kranker Schmerz, der alle anderen Lebensäußerungen überwucherte. Dr. Badenius wußte ganz genau, welche Kammern des Gehirns bei ihnen entartet waren. Einen kleinen Schritt weiter: ein ganzes Verlieren der Selbstbeherrschung — und das Irrenhaus öffnete ihnen seine Pforten — für immer. . . . Laßt alle Hoffnung fahren, ihr, die ihr wandert über die Schwelle der Schmerzen! Das Leben so vieler Menschen von heutzutage ähnelt ja dem Gehen mit der Balanzierstange auf schwanke dem Seile. Eine einzige Schwankung des Gleichgewichts kann den tödlichen Sturz herbeiführen.

Auch Gebhard Ulrich war nicht weit entfernt von der „città dolente“; sicherlich befand er sich schon mit einem Fuße auf abschüssigem Gebiet.

Als Doktor Badenius eben um die Hausecke bog, mit wehenden Rockschößen und eifrig in der Luft rudernden Armen, eifertig und voreingenommen wie immer, maßigte er seinen Schritt auf dem knirschenden Kies, blieb wie angewurzelt stehen und sah zu dem Balkon empor, auf dem Ulrich träumend saß und nach dem Walde hinüberschaute.

Der Doktor trug in sich einen leisen, unterdrückten Künstlerhang; die schöne Form nahm ihn gefangen, wo immer sie ihm begegnete. Er wurde in diesem Augenblicke überrascht und gefesselt durch das feine, vornehme und edle Profil Gebhard Ulrichs, das sich gegen den blauen Sommerhimmel abzeichnete.

Der junge Mann dort oben glaubte sich unbeobachtet und allein. Die finstere Menschenfeindlichkeit, die trostige Abwehr war von seinen Mienen abgeglitten. Eine große, stille Trauer, die beinahe sanft anmutete, lag auf seiner Stirn — aber auch eine grenzenlose Verlassenheit.

In den Ansichten des Dr. Badenius über Gebhard Ulrich ging da eine Änderung vor. Der scharf beobachtende, wissenschaftlich kalkulierende Arzt machte dem mitfühlenden Menschen Raum. Er empfand mit hellsehender Deutlichkeit:

Der Mann dort oben war kein körperlich Kranker, er war nur ein tief Unglücklicher, ein schmerzlich Leidender, einer, den die Sense des Schicksals halb niedergemäht hatte, und dem die Kraft mangelte, sich wieder empor zu richten. Vielleicht fehlte hier nur eine gütige, helfende Hand. Vielleicht würde hier

wahre menschliche Teilnahme wirksamer sein, als kluger, kalter, ärztlicher Rat und äußerliche Behandlung. Vielleicht war hier wirklich eines jener großen, guten Werke zu tun, deren Möglichkeit nur so selten vergönnt ist und deren Erinnerung später wie ein großer Segen über unserem Leben steht.

Es war, als hätte dieser christliche und milde Gedanke die Härte und die beobachtende, gleichsam sezierende Schärfe aus dem Gesicht des Arztes gewischt — denn als Doktor Badenius heute bei seinem Patienten eintrat, schrak er nicht wie sonst leise erschauernd vor dem Grüße des Arztes zurück, sondern als seine Blick langsam von dem tröstenden Waldesdunkel sich lösten und sich auf das Gesicht des zu ihm Treten den hefteten, kam ein freudiges Erstaunen hinein, ja ein Aufleuchten:

„Sie sehen heute aus wie ein Mensch, Herr Geheimrat!“

Doktor Badenius war an seltsame Anreden und quere, außer dem Wege liegende Bemerkungen sehr gewöhnt. Sie waren gang und gäbe bei den Menschen gestörten oder übersensiblen Nervensystemen, mit denen er zu tun hatte. Dieses war aber die erste persönliche Bemerkung, welche er von Gebhard Ulrich je gehört hatte, und sie traf ihn mit eigentümlicher Kraft, wie das Wort eines Hellsehenden — wie ein Vorwurf des Lebens selbst.

Mochte es wohl sein, daß sein Gesicht oft geschäftsmäßiger und kühler aussah, als diese Schwerleidenden und meistens Freudlosen gut ertragen konnten. Mochte es sein, daß er unbewußt schon manchen verscheuchte, der aus der Nacht seiner inneren Hilflosigkeit nach einem Strahl seiner Güte getrachtet hatte. Er wollte ja ein gütiger Helfer sein, aber er war meistens abgehezt und überarbeitet. Die Anforderungen seines Berufes hatten seine Kräfte aufgezehrt. Er war kalt und unzugänglich geworden.

Aus diesen Erwägungen und Gefühlen heraus nahm Doktor Badenius die ungehörige Bemerkung seines Patienten nicht übel. „Es mag wohl sein, daß unsereins nicht immer menschlich aussieht,“ antwortete er. „Alles macht einen mit der Zeit müde und hart, selbst das menschliche Leiden. Dennoch muß ich wohl noch nicht ganz verhärtet sein, denn gerade eben, als ich Sie so ansah: jung, körperlich gesund, geboren der Welt zu nützen und doch dem Leben so feind, ergriff mich ein geradezu glühender Wunsch, Ihnen zu helfen. Wir Ärzte retten so manches alte, mühsame, wert-

lose Leben, und Ihnen, dem Jungen, dem Glückberechtigten gegenüber muß alles versagen! Das sollte nicht sein. Mein Wunsch, Sie zu retten ward fast zu einem Gebet. Es war ein drängender Wunsch, wie man ihn zu Jugendzeiten hat, ehe die Blut in uns zu Lava erstarrt.“

„Sie reden heute ja auch menschliche Sprache!“ sagte der Melancholiker mit seinem halb traurigen, halb verzweifelten Lachen. „Ich kannte in meinem ganzen Leben nur einen Menschen, der menschlich, das heißt verstehend und teilnehmend zu mir sprach, und den habe ich ermordet.“

Doktor Badenius erschrak. Das klang ja wie heller Wahnsinn. Er kannte diese gefährlichen, maßlosen Selbstanklagen, hinter denen die Tollheit lauert. Aber er zeigte sein Erschrecken nicht, sondern nahm diese Worte, als seien sie nichts Überraschendes.

„Sie sollen mir erzählen, wie das zugeing,“ sagte er nun freundlich. „Sie glauben ja gar nicht, wie gut, wie erleichternd, wie heilsam es ist, sich mitzuteilen.“

„Ja, es mag wohl sein. Aber ich habe nie Menschen gefunden, bei denen ich das entfernteste Bedürfnis gefühlt hätte, mich mitzuteilen. Sie wollen das nicht und erwarten das nicht. Der Egoismus des Lebens macht uns alle zu Stummen.“

Doktor Badenius konnte dem Manne nicht Unrecht geben. . . . Ist dies schon Wahnsinn, hat es doch Methode! dachte er.

Er hatte wie alle anderen Stunden gehabt, in denen die Gleichgültigkeit der Menschen gegeneinander, die seelische Vereinsamung, in der fast alle leben, ihm ebenso wehe getan, wie seinem Kranken. Aber das waren eben die schwachen, die unberechtigten Stunden. Die Gesunden und Starken wissen, daß das harte, das strenge, das aufreibende Leben keinen Raum läßt für die Klage noch für das Verständnis.

Endlich sprach er langsam: „Sie sollen gerecht sein, mein junger Freund! Die meisten Menschen müssen sich verschließen. Die meisten stehen im Kampfe, tragen ein verschwiegenes, schweres Schicksal. Wir fragen auch nicht nach ihnen. Ich aber bin ein Mensch, der sich zum Pfleger und Helfer der Leidenden hergab. Mein Ohr ist für Sie bereit; Sie reden zu einem, der verstehen und ewig schweigen will.“

Gebhard Ulrich blickte scharf forschend in des Arztes Gesicht, dann sanftigte

sich sein Blick, aber sein Ton war widerstrebend.

„Ich bin ein vom Wege Abgekommener, Doktor, das weiß ich wohl. Ich verstehe auch, daß Sie bemüht sind, mich auf die gerade Bahn hinüber zu ziehen aus Geschäftsinteresse vielleicht, was weiß ich?“

(Schluß folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 16. bis 30. Juni.

16. Mittwoch. Benno, Bischof († 1106); Johannes Franz Regis, Ordensmann († 1640). — **17. Donnerstag.** Adolf, Bischof († 1224); Rainer, Mönch († 1161); Avitus, Abt († 54). — **18. Freitag.** Herz Jesu-Fest. Markus und Marcellian, Mart. († 287); Paula, Jungfr. u. Mart.; Elisabeth v. Schönau, Jungfr. († 1164).

☾ Neumond um 12 Uhr 26 Min. morgens. — **19. Samstag.** Gervasius und Protasius, Mart. († 1. Jahrh.); Juliana v. Falconieri, Jungfrau († 1381).

20. Sonntag. Evangelium (Luk. 15, 1—10): Jesus zeigt am Gleichnis vom verlorenen Schafe und der verlorenen Drachme, daß im Himmel große Freude über die Bekehrung eines Sünders ist. Silverius, Papst u. Mart. († 54); Florentina, Jungfrau; Adalbert, Erzbischof v. Magdeburg († 981).

21. Montag. Aloisius v. Gonzaga, Ordensmann († 1591); Alban, Mart. († 5. Jahrh.). — **22. Dienstag.** Paulinus, Bisch. († 431); Albin, Mart. Sommer-Anfang 3 Uhr 11 Min. morgens. Sonnenaufgang 3 Uhr 52 Min. Sonnenunterg. 8 Uhr 11 Min.; Tageslänge 16 Std. 19 Min. — **23. Mittwoch.** Edeltrude, Königin († 679). — **24. Donnerstag.** Johann der Täufer (Landesfeiertag in Salzburg); Theodolph, Bisch. († 776).

— **25. Freitag.** Prosper, Bisch. († 466); Wilhelm, Abt († 1142); Emma, Witwe († 1045); Adalbert, Diakon; Dorothea v. Preußen († 1394). ☾ Erstes Viertel um 7 Uhr 48 Min. nachm. — **26. Samstag.** Johannes und Paulus, Mart. († 362); Vigilus, Bisch. u. Mart. († um 400).

27. Sonntag. Evangelium (Luk. 5, 1—11): Jesus wirkt das Wunder des reichen Fischfanges und verheißt Petrus, daß er fortan Menschen fangen werde. Petrus und seine Genossen verließen nun alles und folgten Jesum nach. Ladislaus, König († 1095); (Landesfeiertag für Siebenbürgen).

28. Montag. Leo II., Papst († 683); Irenäus, Bisch. u. Mart. († 202). Vigiliaste (Fleischspeisen in den meisten Diözesen Oesterreichs gestattet).

29. Dienstag. Peter und Paul, Apostelfürsten († 67). Evang. (Matth. 16, 13—19): Petrus bekennet Christum offen als den Sohn Gottes und erhält die Verheißung von Christus, er werde auf ihn seine Kirche bauen und ihm die Schlüssel des Himmelreichs geben.

30. Mittwoch. Pauli Gedächtnis. Sonnenaufgang um 3 Uhr 55 Min. Sonnenuntergang um 8 Uhr 11 Min.; Tageslänge 16 Stunden 16 Minuten.

22. Juni.

Der heil. Eberhard, Erzbischof † 1164.

Fromme Eltern erfreuen sich gewöhnlich guter Kinder. Der Graf von Hilpoltstein und seine hochherzige Gattin waren musterhafte Christen und besondere Ver-

ehrer der allerseligsten Jungfrau. Zu ihrer Ehre bauten sie in der Nähe ihres Schlosses eine Kirche, zu welcher die Gräfin barfuß stundenweit auf ihren Schültern die Steine herbeitrug.

Gott erfreute die gottesfürchtigen Eltern im Jahre 1085 mit einem Sohn, welchen sie in der hl. Taufe Eberhard nannten. In frommen Tugendübungen wuchs das Kind zum Jüngling heran und entwickelte seine herrlichen Geistes- und Herzensgaben unter der sorgfältigen Leitung der Benediktiner zu Bamberg. Raum war er in den Priesterstand getreten, so nahm man ihn trotz seines demütigen Sträubens als Chorherrn im Domstift auf. Bald vertauschte er diese Würde mit dem Ordenskleid, aber das Domkapitel begehrte dringend den ausgezeichneten Priester zurück, und der Abt sowie Eberhard, fügten sich dem ungestümen Drängen.

Zu seiner weiteren Ausbildung besuchte Eberhard die berühmte Hochschule zu Paris und machte glänzende Fortschritte. Bei seiner Rückkehr bat er kniefällig den hl. Bischof Otto von Bamberg, ihm den Eintritt in den Benediktinerorden gestatten zu wollen. Mit bischöflicher Genehmigung trat er in das neugestiftete Benediktinerkloster Prüfening bei Regensburg und übte unter der Leitung des vorzüglichen Abtes Erbo die Tugenden der Demut, der Abtötung und aller klösterlichen Zucht.

In dieser Zeit hatten seine drei Geschwister auf ihrem Besitztum Biburg bei Ingolstadt ein Kloster gegründet und bekehrten ihren Bruder als Abt. Eberhard sträubte sich jahrelang gegen diese Würde, bis ihm Papst Innozenz II. unter dem Gehorsam, sie anzunehmen, befahl. Als Eberhard mit dem Bischof von Bamberg über die schneebedeckten Alpen ritt, traf er eine arme Bettlerfrau an, die vor Müdigkeit nicht mehr gehen konnte. Sogleich stieg er von seinem Pferde, setzte sie auf den Sattel und ging selber nebenher durch den Schnee.

Als Abt des Benediktinerklosters Biburg entfaltete Eberhard seine ganze geistige Kraft und seine schönen Eigenschaften des Herzens und verbreitete ringsumher so viel Tugendeifer, daß man seinen Namen überall mit Ehren nannte. Nach dem Tode des Erzbischofs Konrad von Salzburg wurde Eberhard einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt und obgleich sich seine Demut widersetzte, mußte er dem allgemeinen Wunsche der Geistlichkeit und des Volkes nachgeben und empfing die Bischofsweihe am 13. Mai 1147.

In seiner hohen Stellung führte Eberhard das einfache und abgetöte Leben eines Mönches fort, benutzte aber die reichen Einkünfte, um Arme und Kranke zu unterstützen und überall Wohltaten zu spenden. Seine warme Nächstenliebe und sein Eifer für die Ehre Gottes wünschte nichts als alle Menschen wahr-

haft glücklich zu machen, aber sein redliches Bemühen stieß auf manche Hindernisse. Kaiser Friedrich Barbarossa maßte sich Eingriffe in geistliche Angelegenheiten an, verfolgte den Papst Alexander III., setzte eigenmächtig einen Gegenpapst unter dem Namen Viktor IV. ein und wollte auch den einflußreichen Erzbischof Eberhard von Salzburg zwingen, den falschen Papst Viktor anzuerkennen. Treu gegen Gott und seinen rechtmäßigen Stellvertreter, duldete er die Unbilden und Verfolgungen und erklärte fest und starkmütig: „Ich will lieber den Kaiser, als Gott zum Feinde haben.“ Seine Klugheit, Gewandtheit und Treue befähigten ihn vor allem zum Vermittler zwischen Kaiser und Papst. Zum Lohne für sein Friedenswerk erhielt er von letzterem die Würde eines römischen Legaten von Deutschland.

Unbekümmert um den Lohn oder Tadel der Welt, wirkte Eberhard unablässig für das Heil der Seelen und für die Verherrlichung der Braut Christi, seiner heiligen Kirche. Seine Glaubensfreudigkeit, seine Gottesliebe und beharrliche Geduld nährte er besonders durch kirchliche Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria. Dieses schöne Vorbild seiner frommen Mutter bewahrte er als das kostbarste Kleinod. Irdische Güter und Freuden galten ihm nichts, aber die Freude des innigen Verkehrs mit der Mutter aller Gnaden versüßte ihm alle Bitterkeiten und erleichterte ihm alle Mühsale seines hohen Amtes. Niemanden schlug er etwas ab, der ihn im Namen Mariens bat.

Schon oft hatte Eberhard sich als glücklicher Friedensvermittler erprobt. Da vernahm er von einem Zwiespalt zwischen dem Markgrafen Ottokar V. und dem Schloßhauptmann von Leibnitz in Steiermark. Trotz seiner Körperschwäche und seines Alters von achtzig Jahren machte er sich sogleich auf den Weg nach Steiermark, und es gelang ihm vollständig, eine aufrichtige Versöhnung der Entzweiten zustande zu bringen. Auf der Rückreise erkrankte er und starb im Zisterzienserkloster Rain am 22. Juni 1164. Seine Leiche wurde nach Salzburg übertragen. Obwohl der in Mitte des 15. Jahrhunderts eingeleitete Kanonisationsprozeß nicht zu Ende geführt wurde, ist doch wegen der Wunder am Grabe sein Name im Katalog der Salzburger Kirche und im Verzeichnis der Benediktiner unter den Heiligen aufgeführt.

Rechtskunde.

Sofortige Entlassung eines Arbeiters. In einer Gebäckfabrik bekam ein Hilfsarbeiter die 14tägige Kündigung. Infolgedessen schickte derselbe dem Firmhaber einen Brief in geschlossenem Kuvert, in welchem Briefe der in der Fabrik tätige Gesellschafter gröblich beleidigt und behauptet wurde, daß derselbe nichts ver-

stehe, daß in der Fabrik Unreinlichkeit und Unordnung herrsche und daß in das Gebäck giftige Farbenmischungen gegeben werden. Der Hilfsarbeiter wurde sogleich entlassen. Der Hilfsarbeiter verlangt den Lohnerloß für die erübrigende Kündigungsfrist und beruft sich auf Zeugen, daß die im Briefe enthaltene Behauptung auf Wahrheit beruhe. Bei der gerichtlichen Verhandlung ergab sich die Unwahrheit der in dem Briefe gemachten Vorwürfe. Diese falschen Behauptungen des Briefes begründeten eine grobe Ehrenbeleidigung. Aus diesen Gründen konnte der Kläger nach § 82 lit. g Gew.-D. sogleich entlassen werden.

Über Eheschließungen in Todesgefahr. Durch das päpstliche Dekret *Ne temere* vom 2. August 1907 war bestimmt worden, daß in Todesgefahr die Ehe vor jedem Priester abgeschlossen werden könne, wenn der zuständige Pfarrer oder ein von ihm bevollmächtigter Priester nicht zugegen sein könne. Auf eine Anfrage antwortet nun die Sakramentenkongregation in Rom, daß in diesem Falle auch von jedem Priester Dispens für die etwa vorliegenden kirchlichen Ehehindernisse erteilt werden könne.

Gerechtigkeit.

Im Jahre 1746 hatten England und Spanien Krieg miteinander. Da wurde der engl. Kapitän William Edwards mit seinem reichbeladenen Schiffe vom Sturm überfallen und mußte entweder untergehen, oder in den nächsten spanischen Hafen einlaufen. Er wählte von den zwei übeln das kleinere und nahm Zuflucht in den Hafen, obgleich er nichts anderes erwarten konnte, als daß sein Schiff für gute Beute, und er mit seiner Mannschaft zu Gefangenen erklärt werden würde. Der spanische Statthalter dachte jedoch anders; er ließ ihm sagen: „Säßen wir Ihr Schiff auf offener und ruhiger See weggenommen, so wäre Ihr Fahrzeug eine Beute und Sie unser Gefangener. Sie haben aber, vom Sturm verfolgt, Hilfe bei uns gesucht und sollen sie auch finden. Bessern Sie Ihr Fahrzeug aus und setzen Sie Ihre Reise in Gottes Namen fort. Ein Geleitsbrief von mir wird Ihnen Sicherheit bis über Bermuda hinaus gewähren. Dann aber hüten Sie sich vor der spanischen Flagge und unseren Kanonen.“ Das Schiff wurde ausgebessert, setzte mit neuen Masten und Segeln seine Reise fort und kam glücklich in London an.

Zeitgeschichten.

— **Im Nachen der Wölfe.** Zu einer grausigen Tat ließen sich, wie aus Petersburg geschrieben wird, russische Eltern in der höchsten Lebensgefahr gegen ihr Kind hinreißen. Bei Astrachan hatten sich im letzten Winter bis in die ersten Apriltage massenhaft Wölfe gezeigt, die eine wahre

Landplage für die Reisenden bildeten, da sie durch die langanhaltende, grimmige Kälte und den Hunger rasend gemacht waren. Die Reisenden versahen sich auch stets mit Waffen, um die hungrigen Bestien abzuwehren. Erst in den letzten Tagen, als der nahende Frühling die Raubtiere verscheuchte, wagten die Bauern wieder, Reisen über Land zu unternehmen. So fuhr am 20. April ein Bauer mit seiner Frau und seinem Kinde nach dem Dorfe Wolchuni bei Astrachan. Gegen Abend waren sie nur noch fünf Werst von Wolchuni entfernt, da bemerkten sie plötzlich viele Wölfe, die auf sie loskamen. Der Bauer schlug auf das Pferd los; Waffen hatte er nicht. Die Wölfe sprangen dem Pferde an die Kehle, doch gelang es ihnen vorläufig nicht, das Pferd niederzureißen. Die Bäuerin war in Todesangst und schlug ihrem Manne vor, das Kind den Wölfen als Beute zu geben. Der Bauer peitschte das Pferd und hoffte doch noch, davon zu kommen; das Kind den Raubtieren vorzuwerfen, dazu wollte er sich nicht verstehen. Aber als die Wölfe immer wieder in den Wagen zu springen versuchten, und die Kräfte des Bauern erlahmten, sie durch Schläge und Stöße abzuwehren, entschlossen sich die Leute, das Kind zu opfern. Als nun die Raubtiere wieder gegen sie aufsprangen und Miene machten, sich auf den Bauer zu stürzen, warfen sie in ihrer Bedrängnis das kleine Kind den Bestien zum Fraße hin, nachdem sie von ihm unter Tränen Abschied genommen hatten. Die Wölfe aber achteten gar nicht einmal auf das kleine Bündel, sondern griffen das Pferd immer wütender an. Schließlich packten die Bestien den Bauer an seinen Kleidern und zerrten ihn aus dem Wagen heraus. Was weiter geschah, weiß die Frau nicht anzugeben. Das staub- und schweißbedeckte Pferd kam ins Dorf gejagt und die Bäuerin lag besinnungslos im Wagen. Nun machten die Bauern sich zur Unglücksstätte auf; sie fanden die blutigen, zerrissenen Kleider des Mannes, auch die Stiefel, aus denen glatt abgenagte Fußknochen herausstanden; und weiter auf dem Wege — das völlig unverletzte, ruhig schlafende Kindchen.

— **Auf der Bühne erblindet.** Am 25. Mai trug sich an der Oper in Cincinnati ein peinlicher Vorfall zu. Gerade im Moment, als er die Szene betreten sollte, wurde der Sänger Charles Barlen plötzlich von Blindheit befallen. Dessenungeachtet spielte er seine Rolle wie gewöhnlich, ohne daß das Publikum von dem ihm widerfahrenen Unglück die leiseste Ahnung hatte. Es erfuhr davon erst nach Schluß der Vorstellung. Enthusiastischer Applaus lohnte dem unglücklichen Künstler seinen erstaunlichen Heroismus.

— **Ein weiblicher Schmied.** In Bernburg legte unlängst Fräulein Pauline Sonntag ihre Meisterprüfung im Schmiedehandwerk ab. Als Prüfungsstück hatte sie im Weisen der Prüfungs-

kommission eine Pflugschar geschmiedet und ein Pferd beschlagen. Auch im fachlichen Zeichnen, in der Buchführung, Wechsellehre, Gewerbekunde und Kalkulation war sie sehr gewandt, so daß sie die Gesamtnote „recht gut“ erhielt. Fräulein Sonntag steht im 34. Lebensjahre und hat bereits seit 10 Jahren ihrem Vater im Schmiedehandwerk geholfen. Während einer längeren Krankheit des Vaters hat sie schon die Schmiede allein geführt.

— **Ein teurer Buchstabe.** Das Versehen eines französischen Telegraphenbeamten ist einem reichen Amerikaner teuer zu stehen gekommen. Seine Gemahlin, die sich auf der Durchreise in Paris befand, besichtigte dort den Laden eines Juwelenhändlers. Unter den ihr vorgelegten Juwelen gefiel ihr ein Diadem im Preise von 85.000 Franken besonders. Mit der den Amerikanerinnen eigenen Entschlossenheit telegraphierte sie sofort an ihren Mann nach New-York eine genaue Beschreibung des genannten Diadems und fragte bei ihm an, ob sie es kaufen dürfe. Ihr Mann antwortete: „No. Price too high.“ (Nein, Preis zu hoch.) Das Telegramm, das in die Hände der Amerikanerin gelangte, lautete jedoch: „No Price too high.“ (Kein Preis zu hoch.) Entzückt von der Galanterie ihres Mannes, begab sich die Dame sofort in den Juwelierladen und wählte an Stelle des Diadems für 85.000 Franken ein ähnliches für 500.000 Franken aus. Der von dem Telegraphenbeamten ausgelassene Punkt hat somit dem Amerikaner eine halbe Million gekostet.

— **Die Dame aus Holland.** Eine Dame in Traben-Trarbach, Frau Emert-Kool, eine geborene Holländerin, ließ aus Anlaß des freudigen Ereignisses der Geburt einer Prinzessin im Haag 600 Brezel an die Schuljugend verteilen. An einem der nächsten Tage fragte der Lehrer beim Geschichtsunterricht, nachdem eben das Zeitalter des Großen Kurfürsten durchgenommen worden war: „Welche Dame aus Holland soll jeder gute Deutsche kennen?“ (Er spielte auf die Gemahlin des Kurfürsten an.) Alle Hände fahren in die Luft und beinahe einstimmig erschallt die Antwort: „Frau Emert!“

— **Eine ganze Familie eingerückt.** Aus Blois in Frankreich wird folgendes mitgeteilt. Der Tagelöhner Girault in Pontlevoy hatte die Einberufung für eine 9tägige Waffenübung nach Blois erhalten. Da er ganz mittellos ist und auf seine Vorstellungen keine Antwort erhielt, so präsentierte er sich in der Kaserne mit seiner Frau und fünf Kindern. Der sehr erstaunte Hauptmann schickte diese unerwarteten Reservisten in den Speisesaal, wo die ausgehungerten Kinder der Küche des 113. Regiments alle Ehre antaten. Girault wurde inkorporiert, seine Familie heimgeschickt, aber die Kameraden veranstalteten eine Sammlung für sie, die eine ganz nette Summe ergab.

Andreas Hofer.

Der große Tiroler Volksheld wurde am 22. Nov. 1767 zu St. Leonhard im Passeierthal geboren und war in späteren Jahren wie sein Vater, Landwirt, Wein- und Pferdehändler. Von 1796 bis 1805 focht er als Schütze mit, trat dann nach Beratungen über die Befreiung Tirols zu Wien mit dem Erzherzog Johann und Hormayer 1809 an die Spitze der Passeierer und stand später als k. k. Kommandant dem kaiserlichen Heere vor. Nach den tapferen Kämpfen am Berge Isel zog Hofer in Innsbruck ein und leitete die Vertreibung der Fremden. Als aber nach der Preisgabe Tirols im Waffenstillstande zu Znaim die Franzosen und Bayern in kriegerischer Absicht in Tirol einbrachen, ließ er in allen Tälern das Aufgebot verkünden, mit dem er Marschall Lefebvre samt den feindlichen Scharen schlug. Nach diesem siegreichen Kampfe regierte Hofer in der Innsbrucker Hofburg als „Oberkommandant von Tirol“ und stellte binnen kurzem die alten Zustände in Tirol wieder her. Dasselbst wurde er vom Kaiser mit Medaille und goldener Kette beschenkt und geadelt. Nach einer Niederlage am Berge Isel (1. Nov. 1809) unterwarf sich Andreas Hofer schriftlich, ließ sich jedoch durch falsche Gerüchte über Wiederausbruch des Krieges irreführen und veranlaßte ein neues Sturmaufgebot. Bald waren durch das bairisch-französische Heer die abermaligen Regungen des Aufstandes unterdrückt. Hofer zog sich nun zurück und verbarg sich in einer Alpenhütte seines Heimatales, bis er vom Passeierer Jos. Raffel verraten und am 20. Febr. 1810 zu Mantua von den Franzosen erschossen wurde. Seit 1823 ruhen die sterblichen Überreste Hofers in der Innsbrucker Hofkirche. Sein Ruhm aber ist im Munde aller Tiroler und treuen Österreicher und sein Bild und Name glänzt unter den Helden der Weltgeschichte.

Abdul Hamid und die kath. Ordensschwestern.

Der türkische Sultan Abdul Hamid lebte in beständiger Furcht, vergiftet zu werden und er traute selbst den angestellten deutschen Apothekern nicht mehr recht. Um nun gegen eine Vergiftung gesichert zu sein, verfiel er auf ein eigenartiges Mittel. Im Yıldiz mußten katholische barmherzige Schwestern die Speisen für den Sultan bereiten. Die Schwestern wohnten im Yıldiz, konnten aber ihren religiösen Verpflichtungen ungehindert nachgehen. Hinsichtlich der Küche hatten sie die minutösesten Vor-

schriften zu erfüllen. Von seiten der barmherzigen Schwestern fühlte sich der mißtrauische Herrscher vollkommen sicher, daß sie zu keinem Anschlag auf sein Leben die Hand böten und auf das gewissenhafteste alle Anordnungen, die zum Schutze seines Lebens getroffen waren, befolgten. Diese barmherzigen Schwestern standen beim Sultan sehr in Gnade. Hierüber wurde nun folgendes erzählt: Vor einigen Jahren hatte der Sultan zwei sehr vornehme Türken wegen Beteiligung an der jungtürkischen Bewegung zum Tode verurteilt. Alle Bemühungen, deren Begnadigung zu erlangen, blieben vergebens. Da bestürmten die Verwandten die barmherzigen Schwestern, daß sie vom Sultan das Leben der Verurteilten erbitten sollten. Die guten Schwestern konnten dem nicht widerstehen; sie erbaten sich eine Audienz, warfen sich

hindert tun, weil ihr Herr bei seinen vielen Geschäften sich fast nie in der Kinderstube sehen ließ. Je älter das Kind wurde, desto mehr wurde es von den heiligen Melodien angesprochen und es kam soweit, daß Sara lieber das Frühstück und das Abendessen als das Morgen- und Abendlied aus dem Munde ihrer Marie entbehrt hätte. Später kam eine französische Erzieherin, welche keine religiösen Lieder sang und das tat dem Mädchen weh. Nun blieb Sara vor jeder christlichen Kirche stehen, und als sie nach dem Tode ihres Vaters das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte, ließ sie nicht nach, bis ihr der Unterricht eines christlichen Religionslehrers zugestanden wurde. Ihre Taufe war die nächste Frucht davon. Stets sagte sie, daß sie ihre Befreiung außer der göttlichen Gnade dem Eindrücke verdanke, den die Gesänge der christlichen Magd auf sie gemacht.

Der Domprediger.

Es war Anfang der 70er Jahre. Der Minister Luz war im Bayerland der allmächtige Herr und es gereichte ihm zur besonderen Freude, wenn er den sogenannten Ultramontanen eins anhängen konnte. Der Domprediger X. hatte es übernommen, den Glaubenssatz von der Unfehlbarkeit des Papstes auf der Kanzel zu erklären. Hinterm Biertisch ging's nachher hoch her; die einen für, die andern gegen. Nun kam eine ansehnliche Pfarre zur Besetzung und der Domprediger, der im allgemeinen hohes Ansehen genoß, war auch unter denen, welche um die Pfarrstelle eingereicht hatten. Weil er aber mannesmutig für die Lehre der kathol. Kirche eingetreten war, bekam er die Stelle nicht. Und die liberalen Herren am Biertisch mußten es auch, oder glaubten es zu wissen, daß durch den Einfluß des Dr. Döllinger und des Ministers Luz das ganze Bayern-



Andreas Hofer.

dem Sultan zu Füßen und brachten ihr Anliegen vor. Abdul Hamid empfing übrigens die geistlichen Schwestern sehr freundlich und entließ sie mit den Worten: „Euch darf ich doch diese Bitte nicht abschlagen“. Die beiden Verurteilten wurden begnadigt. Dies erzählte, wie das „Linzer Volksblatt“ berichtet, vor drei Jahren der inzwischen verstorbene Bischof Doppelbauer, damals unter der Bedingung des Stillschweigens.

Die christliche Magd.

Ein reicher Jude in Schlesien stellte sich für seine neugeborene Tochter Sara eine christliche Magd ein. Diese pflegte beim Wiegen und Tragen des Kindes, das ihrer Ob Sorge anvertraut war, christliche Lieder zu singen. Dies konnte sie unge-

volk zum Ultrakatholizismus übertrete und sich frei von Rom macht. Die Herren wunderten sich, daß der Domprediger nicht als einer der „staatsgefährlichen“ eingezogen wurde, denn Haß und Verleumdung war sein Lohn. Jahre vergingen. Die Wogen und die damalige Sturmflut begannen sich zu legen und eines Tages erhielt der verhaßte Domprediger eine Einladung zum Ministerpräsidenten. Der gewaltige Herr befand sich in argen Verlegenheiten, die er sich selber und dem König mit dem heiligen Stuhle bereitet. Der Domprediger, dem die Wahrheit über alles ging, redete mit Sr. Erzellenz offen und ehrlich und zeigte ihm die Wege, die er zu gehen hat, um in Frieden mit Rom zu verhandeln. Und einige Wochen später da wußten es die

Herrn am Bierisch, daß der Herr Domprediger zum Bischof ernannt war; nun war er eben ein „schneidiger“ Herr.

Das letzte Aufgebot.

Es kann wohl kaum einen ergreifenderen Anblick geben als jene große Szene, die sich während des Tiroler Freiheitskrieges i. J. 1809, dessen hundertjährige Gedächtnisfeier bereits mit einer großen Festlichkeit in Meran eingeleitet wurde, abspielte. Als das teure Vaterland in größter Gefahr war, von heimtückischen Feinden unterjocht zu werden, erhoben sich als letztes Aufgebot alte, wackere Männer, mit allen erdenklichen Waf-

Schutz und Segen auf sie herabflehten. Noch künftigen Generationen wird der Tiroler letztes Aufgebot als ein Ruhmesblatt in der Geschichte Tirols und Österreichs gezeigt werden.

Ich schieße nicht.

Im März 1848 wurde mancher vom sogenannten Freiheitsdrange erfaßt und in der Begeisterung für diese Sache mit fortgerissen. Als es nun „losging“ und auch in der sonst so loyalen Haupt- und Residenzstadt Darmstadt die Spießbürger von dem anziehenden Völkerfrühling erregt wurden, da versuchten die Führer der organisierten Revolution natürlich

Wühlhuber. „Mitberger, wie geht's,“ fragte er den Soldaten und streckte ihm die Hand entgegen. „Bruda,“ fuhr er dann fort, ohne die Antwort abzuwarten, „in zwaa Täg saan mir entweder freie Republikaner oder mer hamwa de Krenk!“ — „Allewohl,“ bemerkte lakonisch der Soldat. — „Bruda! Mitberger!“ fuhr dann der Wühlhuber fort, „wolle Se uff's Volk, uff Ihre Brüda schieße, wenn's losgeht?“ und sah den noch kauenden Soldaten fragend an. „Ich glaab net,“ antwortete der. — „Net? gelle ich hens gewußt,“ triumphtierte jetzt der Wühlhuber, „jo wenn er so Zeit sieht, do geht Manem das Herz uff wie e Kreppel, loß Dich um-



Das letzte Aufgebot.

fen ausgerüstet, und zogen furchtlos, mit festem Schritt und großer Begeisterung dem Feinde entgegen. Für Gott, den hl. Glauben, den guten Kaiser Franz und ihr teures, heißgeliebtes Tiroler Land wollten sie streiten und eher den letzten Blutstropfen opfern, als feig zurückweichen. Der Zweck war ihnen ein heiliger, ihren hl. kathol. Glauben wollten sie erhalten wissen und deshalb kannten sie keine Furcht. Mut beseelte sie alle und durch welches Dorf immer sie zogen, fand sich derselbe Opfergeist. Keiner, den nicht ein Gebrechen ans Haus fesselte, blieb daheim; mit einem kräftigen Händedruck, einem gottvertrauenden Wort, einem feuchtschimmernden Auge verließen sie die Thren, die ihrerseits wieder dengöttlichen

das Militär auf ihre Seite zu bekommen. Namentlich in den Soldatenkneipen in der nächsten Umgebung der Kasernen wurde damals „ferchterlich“ gewühlt, und verschiedene Wühlhuber mit struppigen Bärten, roten Halsbinden und „Seckerhüten“ bearbeiteten dort mit einem großen Aufwand von Flüssigkeiten allabendlich die Soldaten. Da saß eines Abends ein schmucker Soldat, ein Residenzkind, in der „Ludwigshalle“ „uf dem Ritschtaan“ und verzehrte mit sichtbarem Behagen eine Aneppchesworscht, mit obligatem Kommißbrod, dieses frugale Souper von Zeit zu Zeit mit einem Schluck Kartoffelschnaps anfeuchtend. Er war gerade mit dem „Vertelche“ und dem Souper fertig, da erschien einer jener

orme, Bruda? Dieser Dwend ist der scheenste Tag maanes Lebens.“ — „Mache Se nur keene Faxe,“ sagte dann der unbärtige Krieger, „amwer a Bertelche trink ich noch mit Ihne, wann's sein muß!“ — „Zwaa,“ sagte der Patriot, „e halb Duzend! Lisettchen eingeschenkt! Lasse Se uns Schmolles trinke, Bruda,“ fuhr der Wühlhuber fort, nachdem die bestellten „Vertelcher“ angelangt waren. „Maantwege,“ sagte der Soldat, „was leicht mer dran!“ und trank, offenbar in die Geheimnisse des „Schmolliscomment“ eingeweiht, das „Vertelche“ bis auf die Nagelprobe aus. „Lisettche!“ rief schon wieder Wühlhuber, „noch zwaa Bertelcher und aach zwaa Sechshellerzigarren“ (das war damals in Darmstadt ein sehr hoher

Preis: einer der größten Vorwürfe, die man damals den Großherzog machte, war, daß er einem dunklen Gerüchte zufolge Zigarren zu sechs Kreuzer das Stück rauchen solle). Nachdem es, nicht ohne bedeutenden Aufwand von Schwefelhölzern gelungen war, die Glimmstengel in Brand zu setzen, fuhr der mit der Halsbinde fort: „Also Bruda, Du schießest unner kaane Umschtänne uff das Volk, uff daane Brüder?“ — „Naa,“ sagte er emphatisch. — „Nach net, wann der Hauptmann „Feier!“ kommandiert?“ — „Naa,“ antwortete der Soldat, „unner kaane Umschtänne net!“ — Noch mehrere „Vertelcher“ wurden dann vertilgt, da ertönten von der nahen Kaserne die ersten Schläge des Zapfenstreiches. — Der Soldat stand auf. „Jetzt muß ich haam,“ sagte er, „sunst gib't morgen vier Tage scharf!“ Gerührt faßte der Patriot seine beiden Hände, sah ihm in die Augen und sprach: „Also, Bruda, Du schießst unner kaane Umschtänne net?“ — „Na,“ sagte der, mit dem Ärmel den Mund abwischend; „wo werd ich dann schieße? ich bin jo Tambour! Gut Nacht, Bruda, kumme gut nohch Haus!“ — Dem „Bruda“ ging schier der Atem aus vor Staunen über sich selbst, über die Dummheit, mit der er seine Überredungskunst und seine Groschen an den Unrichtigen verschwendet hatte.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Der 20. eucharistische Kongreß wird heuer vom 3. bis 8. August in Köln abgehalten werden, wozu als Vertreter des Papstes Kardinal Vinzenz Vannutelli erscheinen wird. Gleichzeitig werden die zahlreichen und berühmten Reliquien in den Kirchen Kölns ausgestellt sein.

Verschiedenes. Zum Erzbischof von München-Freising wurde Domdekan Bettinger aus Speyer (Rheinpfalz) gewählt. — In Frankreich wurde der kathol. Bischof von Agen auf einem Bahnhofe von aus der gottlosen Staatsschule hervorgegangenen Gassenbuben gesteinigt. Modernes Heidentum! — Der berühmte Abt Franz vom Trappistenkloster Marianhill in Südafrika ist vor kurzem dortselbst gestorben.

Oesterreich-Ungarn.

Vom Abgeordnetenhaus. Das nicht einwandfreie Verhalten der Regierung in Angelegenheit der bosnischen Agrarbank gab den vereinten Tschechen, Südslaven und Sozialdemokraten den Anlaß auf den Sturz des Ministerpräsidenten Wienerth hinzuwirken. In der Sitzung am 4. Juni hatte die Opposition beinahe einen Mehrheitsbeschluß gegen die Regierung zustande gebracht, wenn nicht von deutscher Seite der Schluß erzwungen worden wäre. Hätten die Gegner gesiegt, so wäre ein slavischer Block unter Mitwirkung der deutsch-tumsvörderischen So-

zialdemokratie die herrschende Macht geworden. In der entscheidenden Sitzung am 8. Juni wurde jedoch mit knapper Mehrheit von den vereinigten Christlichsozialen, Deutschfreiheitlichen und Polen eine günstige Abstimmung erzielt. Mit den Tschechen und Südslaven stimmten gegen die Regierung: die „deutschen“ Sozialdemokraten, die Zionisten und die „freisinnigen“ Abgeordneten Džner und Baron Hock, der Obmann der „Freien Schule“, beide Vertreter deutscher Wiener Bezirke. Schmachvolle Verräterhilfe leisteten den slavischen und demokratischen Ministerstürmern die Schönerianer, indem sie sich der Abstimmung enthielten.

Der Kampf um neue Steuern. Seit Dezember stritten sich die Parteien des Reichstages, wie der Fehlbetrag im Voranschlag zu beseitigen sei. Die Regierung hatte eine Reihe neuer Steuern vorgeschlagen, die eine neue Jahreseinnahme von 450 Millionen Mark sichern sollten. Der liberal-konservative Block ging durch die Steuergeetze in Trümmer und zuletzt beteiligten sich Liberale und Sozialdemokraten überhaupt nicht mehr an den Ausschußberatungen. Da griff im rechten Augenblick die christliche Partei, das Zentrum, ein und wirkte zum Zustandekommen der Steuerreform mit, die am Pfingsttag erledigt wurde. Dadurch wurde erreicht, daß die neuen Steuern eine gerechte Verteilung auf den Besitzenden erfuhren, unter möglicher Schonung der schwächeren Volksklassen, und daß auch das große Kapital bei den Börsen und Banken in gebührender Weise zu den neuen Steuerlasten herangezogen wird. Dem Zentrum ist es somit zu verdanken, daß die größere Hälfte der neuen Lasten auf die Schultern der Besitzenden fällt. Die Liberalen sind freilich auf die Erhöhung der Börsensteuer und verschiedene Luxussteuern nicht gut zu sprechen.

Verrat des Deutschtum durch die „Freie Schule“. Schandvoll war das Verhalten des Obmannes der „Freien Schule“, Barons Hock, bei den entscheidenden Abstimmungen im Abgeordnetenhaus am 4. und 8. Juni. Und dieser k. k. Hofrat war vor zwei Jahren von der jüdischen Presse als der Retter des Deutschtums, als der einzig befähigte Führer der Deutschen Österreichs erklärt worden! Na, die Vereinsleitung der „Freien Schule“ will noch dazu das Vorgehen des roten Hofrates billigen und rechtfertigen. Das ist nun doch schon den eifrigsten Anhängern dieses Sekbvereines zu dumm. Deshalb hat sofort nach der Abstimmung der liberale Abg. Wendel (Deutschmähren) seinen Austritt aus der „Freien Schule“ erklärt mit dem Bemerkten, er könne als Deutscher unmöglich einem Vereine angehören, dessen Obmann mit den Tschechen sich gegen deutsche Volksgenossen verbindet habe. — Auch der L.-Abg. Fachlehrer Morawek (Deutsch-

böhmen) hat seinen Austritt aus der „Freien Schule“ gemeldet und zugleich die Stelle im Hauptausschusse niedergelegt, wozu ihn die Freundschaft des Obmannes Baron Hock mit Tschechen und Sozialdemokraten veranlaßt habe. — Eine weitere Absage wird aus Leoben (Steiermark) gemeldet, wo der Bürgermeister Dr. Gröbler sich weigert, an einer vom Verein „Freie Schule“ anberaumten Feier des Reichsvolksschulgesetzes teilzunehmen, da sich der Obmann des Vereines (Hock) im Abgeordnetenhaus auf die Seite der nationalen Gegner stelle.

Die bösen Früchte der Religionshege zeigen sich immer mehr. Die religionslose staatliche Schule hat ein Geschlecht herangebildet, das weder Zucht noch Gehorsam kennt. Einzelheiten zeigen dies. Nach einer für die Kammer bestimmten amtlichen Zusammenstellung sind im letzten Jahre in der französischen Armee 627 Fälle von Gehorsamsverweigerung und Meuterei zur kriegsgerichtlichen Bestrafung gelangt. Der gleiche Bericht für der Marine steht noch aus. — In Reims stellte gelegentlich des Vorbeimarsches einer Kompanie des 132. Infanterieregimentes ein Bürger die französische Fahne auf den Misthaufen. Der Führer der Kompanie ließ die Fahne entfernen. Bei der Gerichtsverhandlung wurde der Bürger freigesprochen! — Kürzlich wurde der Bischof von Agen gelegentlich einer Firmungsreise von einer Rottte ungezogener Bengel überfallen, mit Steinen und Wurfen angegriffen und aufs schamloseste beschimpft, sodaß sich die am Bahnhofe befindlichen Reisenden des Kirchenfürsten annehmen mußten. — So erzieht der französische Staat die Jugend. Erlaubt sich aber ein Bischof, seine Diözesanen vor dem Einflusse der gottvergessenen Schule zu warnen, wird er gerichtlich verfolgt, wie es erst jüngst dem Bischof von Auch erging.

Dr. Lueger über die Aufgaben der Lehrer. Gelegentlich der am 2. Juni stattgefundenen Beeidigung von über 300 Lehrern und Lehrerinnen im Wiener Rathause wies Dr. Lueger in einer Ansprache auf die Bedeutung des Lehrereides hin, ersuchte die Lehrpersonen, ihre Pflichten gemäß dem Eide zu erfüllen, und betonte, daß er ein großes Gewicht darauf lege, daß das Ziel der Schule wirklich erreicht werde. Die erste Aufgabe der Lehrer sei es, die Kinder ordentlich die deutsche Muttersprache zu lehren und ihnen Schreiben und Rechnen derart beizubringen, daß eine feste Grundlage für das ganze weitere Leben der Kinder geschaffen werde. Es müsse auch darnach getrachtet werden, in der Schule schon den Charakter der Kinder zu bilden. Zum Schlusse sprach der Bürgermeister den Wunsch aus, daß die Lehrpersonen volle Eintracht in der Schule halten. In ähnlicher Weise forderte Dr. Lueger am 5. Juni bei einer neuerlichen Angelobungsfeier von

den Lehrern, daß sie die Kinder besonders in der deutschen Sprache gut unterrichten möchten.

Zur Bekämpfung der Trunksucht hat die Regierung dem Abgeordnetenhanse einen Gesetzentwurf vorgelegt. Derselbe sieht vor allem eine Verringerung der Verschleißstellen vor und sucht den unbefugten Einzelausschank zu beseitigen. Die Verwendung von Automaten zum Banntweinverschleiß soll einer besonderen Erlaubnis der Gewerbebehörde unterliegen. Die Zechschulden werden abgeschafft. Auch durch neue strafrechtliche Bestimmungen über im Rausche verübte Verbrechen und Vergehen soll dem Laster gesteuert werden. Eine Strafe von einem Tage bis zu vier Wochen oder an Geld von zehn bis fünfhundert Kronen soll den treffen, der innerhalb eines halben Jahres wiederholt an einem öffentlichen Orte im Zustande offener Trunkenheit betroffen wird.

Die Christlichsozialen für das Deutschtum und das Parlament. In einer großen christlichsozialen Versammlung zu Schönberg am Kamp (Niederösterreich) betonte der christlichsoziale Abgeordnete Miklas die Notwendigkeit der vollen Einigkeit aller Deutschen, indem er gleichzeitig den blindwütigen Radikalismus verurteilte. Die Versammelten nahmen einstimmig die diesbezügliche Entschließung an:

„Treu festhaltend an unserem deutschen Volkstum und erfüllt von seiner historischen Mission im altehrwürdigen Habsburgerreiche appelliert die Versammlung an alle deutschen Abgeordneten, die deutsche Einigkeit zu wahren, für die unveränderlichen Rechte des deutschen Volkes in Österreich mit ruhiger Entschlossenheit machtvoll einzustehen, des Reiches bedeutende Interessen und Verwaltung des Staates vor slavischer Begehrlichkeit zu schützen und das österreichische Parlament, wo die Wünsche aller Völker dieses Reiches und aller ehrlich arbeitenden Stände gehört werden müssen, zu erhalten.“

Die Advokaten werden teurer. Am 3. Juni wurden vom Justizminister die seit 1890 geltenden Advokatarife geändert, deren Erhöhung im Oktober v. J. der 11. Advokatenversammlung gefordert hatte. Durch den Tarif werden die Städte in drei Klassen eingeteilt, u. a. kommen sämtliche Kreisgerichtsorte in die zweite Klasse. Begründet wird diese Erhöhung des Tarifs damit, daß die Preise für die Wohnungen, Lebensmittel usw. gestiegen sind und die Betriebsauslagen der Advokaturkanzleien durch die Einführung des Fernsprechers und der Schreibmaschinen, Verteuerung der Arbeitskräfte u. dgl. erheblich zugenommen haben. Die Tariffsätze in Bagatellsachen wurden im wesentlichen unverändert gelassen. Die Klagen werden erst bei Sachen über 200 Kronen teurer.

Sieg des Salzburger Kathol. Bauernbundes. Die letzten Salzburger Wahlen, welche dem Landtage eine christlichsoziale Mehrheit brachten, wirken nun auch in die Landwirtschaftsgesellschaft Salzburgs hinein. Auch diese wurde von den christlichsozialen Bauern und Grundbesitzern erobert. In der am 1. Juni abgehaltenen Hauptversammlung der Landwirtschaftsgesellschaft Salzburgs wurde Gutsbesitzer Hubert Graf Galen zum Obmann gewählt. Bei der Wahl von 14 Mitgliedern in den Zentralausschuß drang die Liste des katholischen Bauernbundes durch.

— **Prinz Max von Sachsen** — **Rektor der Anima.** Wie man aus Rom berichtet, wird in nächster Zeit die Rektorstelle an der deutschen Nationalstiftung Santa Maria dell'Anima durch die Berufung



Prinz Max von Sachsen, der neue Rektor der Anima in Rom.

des derzeitigen Rektors Msgr. Prälat Lohninger auf einen demnächst freier werdenden Bischofsitz vakant. Als sein Nachfolger ist Prinz Max von Sachsen, zur Zeit Professor an der Universität in Freiburg (in der Schweiz) designiert.

Der rote Verrat am Patriotismus.

Der sozialdemokratische Abg. Bernerstorfer trat Dienstag, den 18. Mai, in der Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhanse für einen Dringlichkeitsantrag des tschechisch-freisinnigen Abg. Prof. Masaryk ein, welcher sich voreilig gegen den noch schwebenden Hochverratsprozeß in Agram wendet. Der gewesene Gymnasialsupplent und nunmehrige sozialdemokratische Redakteur Engelbert

Bernerstorfer verriet, welche hochverräterische Gesinnung die Sozialdemokratie hegt. Er sagte:

„Alles, was man vom Patriotismus faselt, ist sinnlos, solange man ein Klassenregiment hat, welches den Gedanken des Patriotismus den breiten Volksmassen als etwas ganz Fremdes erscheinen läßt. Woher könnte denn der arme Proletarier den Patriotismus nehmen? So oft der Staat ihm im Laufe seines Lebens begegnet, in allen Formen und Uniformen, ist er sein Feind. Darum scheuen wir uns gar nicht, ein Prinzip hier zu verfechten, welches in besseren Zeiten auch von den bürgerlichen Parteien verfochten worden ist, das Prinzip der eventuellen Insurrektion, des Aufbruchs, der Erhebung.“ (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Dieser Belobung und Verteidigung des Aufbruchs und Hochverrates stimmten seine sozialdemokratischen Kollegen zu; und seine Genossen, wie der Abg. Dr. Renner, k. k. Bibliotheksbeamter und rote Lehrer, finden daran nichts auszusetzen. Traurig genug!

Deutschland.

Kaiserzusammenkunft. Kaiser Wilhelm begibt sich am 15. Juni von Danzig aus auf die See, um mit dem russischen Kaiser in den finnischen Gewässern zusammenzutreffen. Diese Begegnung, zu der die Anregung von Petersburg ausgegangen ist, ist als ein Ereignis von großer politischer Bedeutung anzusehen, und dies umso mehr, als die russischen Minister Stolypin und Tswolsky den Zaren begleiten werden. Ebenso ist es nahezu sicher, daß sich Fürst Bülow im Gefolge des deutschen Kaisers befinden wird.

Serbien.

Der serbische Prinz Georg will wieder Kronprinz werden. Seine Zügellosigkeit ist noch so groß wie früher. Er beleidigte den Major Okanovitch, der den Prinzen zum Zweikampf forderte. Georg ließ aber dessen Vertreter durch die Dienerschaft aus dem Palaste hinauswerfen. Da nicht alles nach Wunsch des Prinzen Georg geht, legte er seine Offizierscharge nieder und trat aus dem serbischen Heere aus.

Rumänien.

Der rumänische Handelsvertrag dürfte vom österreichischen Abgeordnetenhanse bald angenommen werden. Rumänien hat damit jetzt ein Erfolg erreicht, der voriges Jahr unmöglich gewesen wäre. Aber infolge der serbischen Kriegsgefahr wäre Rumänien für Österreich ein wertvoller Bundesgenosse gewesen. Da die österreichischen Agrarier aber voriges Jahr den Handelsvertrag auf das heftigste bekämpften, mußte heuer die Landwirtschaft größere Opfer bringen. Um die guten politischen Beziehungen zwischen Rumänien und Österreich zu festigen, wird der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand Ende Juni dem König von Rumänien in dessen Sommeritz Sinaja einen einwöchentlichen Besuch abstatten.

Missionswesen.

Dornen und Rosen auf dem chinesischen Missionsfelde.

Ein schönes Bild von dem Lebensgange des Missionärs im fernen Osten, von seinen Mühsalen und Leiden und den stillen Freuden entwirft in den katholischen Missionen der Franziskanerpriester P. M. Bölling.

Schon das Betreten des chinesischen Bodens bietet dem seinem Berufe hingegenen Ordensmanne einen Schmerzensdorn; er muß seinem Ordenskleide entsagen und, um den ihn mißtrauisch anblickenden Chinesen Zutrauen abzugewinnen, die chinesische Volkstracht anlegen, den Sitten und Gewohnheiten eines fremden Volkes sich anpassen und ganz seiner bisher gewohnten Lebensweise Lebewohl sagen. Er muß ein Chineser in Wort und Bild werden. Weniger Schwierigkeiten bietet wohl das Tragen des ehrwürdigen Bartes und des herabhängenden Zopfes sowie der chinesischen Landestracht, als vielmehr die Sprache, ohne deren Kenntnis sein Arbeiten ergebnislos wäre. Noch schwieriger als die Sprache selbst ist die chinesische Schrift mit ihren mehr als 10.000 verschiedenen wunderbar geformten Bildern, die mitunter von gelehrten Chinesen selbst nicht verstanden werden. Aber auch das Anpassen an die fremden Lebensgewohnheiten, die nicht selten unseren europäischen geradezu entgegengesetzt sind, kostet dem Missionär eine große Überwindung und nur eine eiserne Willenskraft vermag es, sich in die Sitten und den Gedankenkreis des chinesischen Volkes hineinzuleben.

Die Wohnung des Missionärs entbehrt vielfach der Bequemlichkeit. Der Fußboden besteht oft nur aus gestampftem Lehm, die Decke ersetzt ein Strohdach. Statt der Glasfenster belichten Papierfenster die ärmliche Behausung, kein erwärmender Ofen bietet Schutz vor der eindringenden Kälte. Sehr viel Überwindung legt dem Missionär das Beisammenwohnen mit den Chinesen auf; denn die Unreinlichkeit der Chinesen ist fast sprichwörtlich.

Während im katholischen Österreich und Deutschland der Priester sich allgemeiner Achtung beim Volke und namentlich bei den Kindern erfreut, grüßen in China den Missionär allerdings die Christen, hie und da auch wohlwollende Heiden; die Heidenkinder dagegen rufen dem Vater Schimpfworte nach, deren Bedeutung sie vielleicht selber noch nicht kennen. Selbst kleine Bübchen, die sich nicht allein die Hosenschnüre zubinden können, rufen dem Vater „Fangnize“ (europäischer Teufel) nach. Die heidnischen Eltern stehen im Hintergrunde und haben ihre helle Freude an der Bravour ihres Spröhlings. — Welch ein Schmerz, wenn arme, heidnische Eltern nach der schlechten Ernte ihr Kind der Kirche schenken wollen, der Priester aber wegen Mangel am nötigen Kleingeld

die Annahme verweigert! Welche Betrübnis, wenn der Missionär 7—10 Stunden weit zum Kranken gerufen wird; Regengüsse nötigen zum Verweilen in einer Herberge, und bei seiner Ankunft findet er die Verwandten weinend bei einer Leiche! Wie der Anblick einer grünen Dase erfreut den Missionär eine Postsendung aus Europa. Verschiedene Umstände haben die Zusendung verzögert. Unter anderem enthält das Paket einen schwarz umrandeten Brief mit der Trauerkunde von dem Hinscheiden der geliebten Mutter. Schon seit vier Monaten hat das Mutterherz zu schlagen aufgehört. Da übermannt der Schmerz auch den Stärksten. Tränen stürzen über seine Wangen. Dann aber rafft er sich auf, um dem Bischof Mitteilung zu machen, damit die Christen des ganzen Vikariats durch gedruckte Totenzettel gemahnt werden, drei Tage lang für die Seelenruhe der Mutter des Vaters M. M. zu beten. Der Missionär ist schwer betroffen, aber er klagt nicht. Er hat ja freiwillig die Dornenkrone erwählt. Indes, Gott ist ein gütiger Vater. Er ladet dem Missionär kein schwereres Kreuz auf, als seine schwachen Kräfte tragen können, und hat in seiner Weisheit Licht und Schatten gleichmäßig verteilt.

Einige Worte über die Lichtseiten des Missionslebens werden wir in der nächsten Nummer dieser Blätter bringen.

Erziehungswesen.

(Schluß.)

Unterdessen ist der kleine Peterle zur Türe hinausgelaufen und ruft in freudiger Erregung: „Der Vater kommt! Der Vater kommt!“ Dann war er fort, der Heini und die Liesel stürmen hinterdrein, aber sie holen Peterle nicht mehr ein. Bald hängen sie dem Vater an seinen schwieligen Händen und der kleine Peter sitzt bald auf des Vaters Arm. Die Mutter sieht sie von weitem kommen; ein herrlicher Anblick! Da nimmt sie das Kleinste auf den Arm und eilt hinaus, um den Vater zu begrüßen. Und der Kleine auf dem Arme arbeitet gar lustig mit den Händen in der Luft herum und aus der Ferne erkennt er schon den Vater, der ihn mit Namen anruft. Ein kurzer, aber inniger Gruß wird gewechselt und dann treten alle in das Haus ein und wenn der Vater noch etwas von seinem Butterbrot übrig behalten hat, dann wird der Rest ausgeteilt. Bald steht die dampfende Schüssel auf dem Tische, es ist gerade des Vaters Lieblingsspeise und die Familie setzt sich um den Tisch herum. Jetzt gibt die Mutter ein Zeichen und zwei helle Kinderstimmen sprechen laut und schön das Tischgebet. Wie ein Orgelton erklingt es durch das ganze Haus. Der Vater und die Mutter unterhalten sich über Sachen aus der Wirtschaft, über Gegenstände, die sie wohl noch gebrauchen könnten, über die Früchte im Garten und dergleichen Dinge

mehr. Die Kinder aber mischen sich nicht in das Gespräch ein, sondern sie antworten nur, wenn sie gefragt werden, und sie fragen nach nichts, was sie nichts angeht. Wollen sie etwas haben, so wenden sie sich an die Mutter und bitten gar höflich darum. Bald ist das Abendbrot verzehrt. Es war nichts Gesottenes oder Gebratenes, aber gemundet hat es trotzdem vorzüglich. Wer den ganzen Tag fleißig hindurch arbeitet, dem fehlt es am Abende nicht am nötigen Appetit. Auf ein gegebenes Zeichen sprechen die Kleinen abermals laut und feierlich das Gebet nach Tische und selbst der Kleine auf der Mutter Schoß faltet schon seine Händchen.

Jetzt eilt der kleine Peter in das Schlafzimmer und holt des Vaters Pantoffeln herbei, damit der Vater es sich bequemer und leichter machen kann. Dann greift der Vater zu seinem Pfeifchen, um einige Dämpfchen zu tun. Da tritt der kleine Heini und die Liesel heran und zeigen dem Vater, was für Schulaufgaben sie heute gemacht haben. Der Vater sieht die Arbeiten der Kleinen genau durch, macht hie und da wohl auch eine Ausstellung und zeigt dem Kinde dann, wie das Falsche richtig gemacht werden muß. Der kleine Peter steht dabei und sieht bald den Vater, bald seine Geschwister an. Jetzt ist er noch zu klein zum Lernen, aber in zwei Jahren: dann muß er auch gerade so auftreten wie der Heini und die Liesel. Und während der Vater auf diese Weise mit den Kindern beschäftigt ist, spült die Mutter die Sachen und stellt alles an den rechten Ort.

Leise klopft jetzt Sandmännchen ans Fenster und schaut in das Stübchen hinein. Die Mutter weiß schon Bescheid und geht mit den Kindern ins Schlafzimmer. Die Sachen werden alle hübsch an den rechten Ort gelegt, dann sprechen die Kinder recht laut und deutlich ihr Abendgebet! Der kleine Peter machts zwar recht kurz und will schnell fertig sein. Noch ein freundliches: „Gute Nacht, Vater! Gute Nacht Mutter!“ und die Kinder sind zur Ruhe.

Vater und Mutter aber verweilen noch einige Stunden beisammen. Die Mutter muß Heinis Höschen flicken und Liesels Strumpf stopfen und der Vater sitzt an ihrer Seite und erzählt von diesem und jenem. Es gibt ja so vieles in der Familie zu besprechen und zu beraten, z. B. die Erziehung der Kinder, die Einteilung des Verdienstes, Anschaffung von Kleidern und Haushaltungssachen und so weiter. Immer mehr ist der Abend herein gebrochen und bald begeben sich auch Vater und Mutter zur Ruhe. Fürwahr ein herrliches Bild von einer zufriedenen und glücklichen Familie! Über den Sternen aber wacht das Auge des himmlischen Vaters und es schaut mit Wohlgefallen hernieder auf dieses Familienglück in dem schlichten Arbeiterhäuschen. Da draußen auf den Straßen aber wogt bei hellem Lampenscheine eine gewaltige

Menschenmenge auf und ab, hin und her. Was mögen die Menschen wohl suchen und wollen? Sie suchen nach Glück und Zufriedenheit, was ihnen daheim nicht geboten wird.

Gesundheitspflege.

Fieber.

Man spricht von Fieber, wenn die Körperwärme das Normale übersteigt. Wie beim Gesunden prägen sich auch beim Kranken die normalen Schwankungen der Temperatur aus, abends Anwachsen, morgens Sinken. Das Fieber wird von bestimmten körperlichen und seelischen Erscheinungen begleitet, wobei man jedoch nicht zu unterscheiden weiß, ob dieselben vom Fieber oder von der Fieber erzeugenden Ursache herrihren. Solche sind vermehrter und verstärkter Herz- und Pulsschlag, trockener Mund, daher Durst, Stuhlverstopfung, dunkle Färbung des Urins, Kopfschmerzen, zuweilen Delirien, Zittern der Hände; zuweilen Schüttelfrost, wobei jedoch die Temperatur nicht sinkt; bei empfindlichen Personen sogar Krämpfe.

Die Temperatursteigerung bei Fieber kommt einmal her von der Steigerung der Wärmebildung. Beim gesunden Menschen wird allerdings trotz der aus irgend welchen Gründen gesteigerten Wärmebildung infolge der außerordentlich feinen und sorgfältigen Vorrichtungen die vermehrte Wärmeabgabe wieder ausgeglichen; das ist im Fieberzustande anders, wenn die Temperatur steigt, wird die Wärmeabgabe geringer; es scheint, als ob der fiebernde Organismus alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel, seine Eigen-temperatur zu erhöhen, gebrauchte: er heizt stark und gibt möglichst wenig davon ab. Dies geschieht in allererster Linie durch Gefäßzusammenziehung, die Haut wird kühler, der Mensch fröstelt.

Der Ernährungszustand wird bei den meisten fieberhaften Krankheiten von irgendwie längerer Dauer erheblich geschädigt, denn erstens ist der Eiweißzerfall ein sehr bedeutender, dann haben viele Fieberkranke keinen Appetit, deswegen mager die meisten Fiebernden stark ab. Rasche Herabsetzung der Fiebertemperatur kann sehr lebensgefährdende Schwachzustände herbeiführen.

Bei Fieberkranken ist es besonders notwendig, daß stets frische Luft im Krankenzimmer ist. Als Getränk reiche man öfters frisches Wasser. Wenn Appetit vorhanden ist, gebe man stets kühle, reizlose Nahrungsmittel, vor allem Obst, roh oder in gekochtem Zustande. Weiter achte man stets auf warme Füße, welche bei Fiebernden oft nicht vorhanden sind. Sind die Füße kalt, so suche man sie durch warme, trockene Lächer zu erwärmen. Bei Stuhlverstopfungen wende man vorzüglich Abführer an. Zur Beseitigung des Fiebers macht man Umschläge in Form von

Brustwickel, der heiße Kopf ist öfters mit in kühles oder kaltes Wasser getauchte Lappen zu überstreichen und zu kühlen. Vor allem sind öfters laue Waschungen bei Fiebernden am Plage. Ein natürlicher, stärkender Schlaf sollte durch keine Anwendungsform unterbrochen werden. Schlaf ist besser als jedes andere Mittel. Überhaupt sind Fieberkranke zunächst der Ruhe bedürftig, am besten ist es also, wenn sie das Bett aufsuchen.

Für Haus und Küche.

Kartoffelsuppe mit süßem Rahm. Man reibe gesottene, geschälte Kartoffeln und rührt soviel Fleischbrühe dazu, bis dieses ein dicker Brei wird. Eine Tasse süßer Rahm wird dann siedend gemacht und an diesen unter beständigem Rühren der Brei getan, welcher dann noch einigemal aufkochen muß. In diese Schüssel gibt man gebähte Brotschnitten und übergießt diese mit der Suppe: diese Suppe muß stark gesalzen werden.

Krautsalat. Ein Stückchen Butter, ein kleines Stückchen Zucker, etwas fein geschnittene Zwiebel und Essig werden auf Feuer gestellt und alles zusammen gut aufgekocht. Das fein geschnittene Kraut wird dann hineingegeben und darin solange gedämpft, bis es anfängt weich zu werden, dann wird der Salat angerichtet.

Geröstetes Kalbshirn. Nachdem das Kalbshirn ausgewaschen, blanchiert und abgehäutet ist, wird es durch ein Haarsieb passiert. Nun macht man $\frac{1}{2}$ Löffel Schweineschmalz heiß, läßt darin einige Messerspitzen fein geschnittene Petersilie und Zwiebel anlaufen, gibt das Hirn sowie eine Messerspitze Pfeffer, ebensoviel Gewürz und das nötige Salz nebst 1—2 Kaffeelöffeln Semmelbröseln hinein. Ist dieses geröstet, wird es auf einem Teller angerichtet und mit gerösteten Semmelscheiben garniert.

Rahmschmarren. Man siebt $\frac{1}{2}$ Liter feines Mehl in einen Weidling, rührt $\frac{1}{2}$ Liter Rahm, 2 Eßlöffel Staubzucker und eine Messerspitze Salz dazu, dann nach und nach 4 Eidotter und schlägt damit einen sehr gleichmäßigen Teig ab, dem man 4 Eißlar Schnee beimengt, zieht den Schmarren in eine Pfanne mit heißer Butter, läßt ihn in nicht zu heißem Rohr ausbacken, reißt ihn dann mit dem Backlöffel in Stücke, läßt ihn völlig gar werden, bestreut ihn mit Grob- und feinsten Zucker und serviert Frucht- oder Sahnesauce dazu.

Schweinslungenbraten. Der Lungenbraten wird gespickt, gesalzen und mit ganz wenig Butter, Thymian, Meuchwürz, Pfeffer und einigen Tropfen Essig gebraten, dann mit einigen Löffeln Rahm übergossen und in beliebig große Stücke geschnitten; mit der Sauce übergossen, wird er serviert.

Für den Landwirt.

Stalldünger und Kunstdünger.

Es ist selbstverständlich, daß ein verständiger Landwirt den Stalldünger oder Stallmist nicht beiseite setzen wird, um nur dem Kunstdünger das Wort zu reden. Der Stallmist besitzt ja die unschätzbaren Eigenschaften, namentlich die schweren Lehmböden locker und warm zu machen und durch die Bildung von Bakterien die Bodengare hervorzurufen, welche für die Fruchtbarkeit unserer Böden von so hoher Bedeutung ist. Auch ist der Stallmist ein vollständiger Dünger, der alle vier Pflanzennährstoffe: Phosphorsäure, Kali, Stickstoff und Kalk, enthält. So enthält z. B. eine Fuhre Stallmist im Gewichte von 1000 Kilogramm an Nährstoffen: 6 Kilogramm Kali, 2,5 Kilogramm Phosphorsäure, 5 Kilogramm Stickstoff und 7 Kilogramm Kalk.

Doch haben auch die künstlichen Düngemittel gegenüber dem Stallmist bedeutende Vorteile, von denen wir einige anführen wollen.

Die künstlichen Düngemittel enthalten die Pflanzennährstoffe in einer leicht löslichen Form, so daß es durch sie möglich ist, ausgesogene und herabgekommene Böden schnell wieder fruchtbar zu machen. Will ich z. B. ein Joch Korn oder Weizen mit Phosphorsäure düngen, so kann ich das mit 200 Kilogramm Superphosphat erreichen. Ich bringe mit diesen 200 Kilogramm Superphosphat 32—36 Kilogramm wasserlösliche Phosphorsäure in den Boden. Hätte ich Stallmist genommen, so hätte ich 17 zweispännige Fuhren aufbringen müssen, da in jeder Fuhre Stallmist nur 2,5 Kilogramm Phosphorsäure enthalten ist.

Die künstlichen Düngemittel machen also auch dort eine ausgiebige Düngung möglich, wo eine Stallmisdüngung wegen steiler Lage oder weiter Entfernung nicht leicht möglich ist.

Durch die künstliche Düngung ist es auch möglich, der Pflanze gerade jenen Nährstoff zu geben, der ihr fehlt. Braucht die Pflanze Phosphorsäure, so geben wir ihr Superphosphat, braucht sie Kali, so geben wir ihr Kalinit, oder 40prozentiges Kalidüngesalz, so geben wir ihr Chilisalpeter.

Am wichtigsten sind die künstlichen Düngemittel für den Landwirt wohl deshalb, weil durch sie die Wirkung des Stallmistes ergänzt werden kann. Die Praxis hat auch gezeigt, daß der Stallmist mit dem erforderlichen Zusatz von Kunstdünger die besten Resultate ergeben kann.

Gemeinnütziges.

Gegen Gemüseraupen. Sobald man im Sommer die weißen Schmetterlinge in der Nähe der kohlartigen Pflanzen herumfliegen sieht, lege man Zweige und Blätter des gemeinen Hollunders auf dieselben. Der Geruch dieser Blätter ver-

scheucht nicht nur die Schmetterlinge, sondern vertreibt auch die bereits vorhandenen Raupen.

Schwarze Beize für Holz. Die fertigen Holzstücke werden zuerst in einer Lösung von salzsaurem Anilin in Wasser, welchem etwas wenig Kupferchlorid zugesetzt wurde, und hierauf nach dem Trocknen mit einer Lösung von doppelchromsaurem Kali in Wasser vermittelt eines Pinsels oder Schwammes überstrichen. Durch höchstens 2 bis 3maliges Wiederholen dieser Operation erhält das damit behandelte Holz eine sehr schöne schwarze Farbe, welche dauerhaft und weder durch Licht oder Feuchtigkeit geändert wird.

Goldsfische, die in Gefäßen und größeren Wasserbehältern in zu hellem Lichte stehen, werden leicht blind und sterben, weil ihnen das helle Licht, gegen das sie in so kleinem Raume keinen Schutz finden können, schädlich ist. Man sollte deshalb immer einige Pflanzen, welche den Fischen Schutz gewähren, in die Gefäße setzen. Dieselben sind zugleich ein schöner Schmuck und tragen zur Reinhaltung und Gesundheit des Wassers bei, das nur sehr selten gewechselt zu werden braucht.

Rutzen der Bronzebeschläge. Man kocht die Bronzebeschläge in gewöhnlicher Seifensiederlauge, bürstet sie, spült sie durch Wasser und rollt sie dann durch Kleie oder Sägespäne.

Eiserne Ofen und Rohre, während sie nicht gebraucht werden, z. B. im Sommer und Herbst, vor Rost zu schützen. — Petroleum wird mit etwas Ofenschwärze (Reißblei) vermischt und so mittelst eines Pinsels aufgetragen, worauf man die Gegenstände in der gewöhnlichen Weise abreibt und bürstet. So behandelt, bleiben sie nicht allein von Rost verschont, sondern nehmen auch einen schöneren Glanz an, als wenn man die Schwärze mit Wasser aufträgt.

Zeitgeschichtchen.

— **Furchtbarer Blitzschlag in einem galizischen Pulvermagazin.** Im Munitionsdepot V in Wola Duchacka bei Podgorze nächst Krakau traten am 5. Juni abends, wahrscheinlich durch Blitzschlag in einen schadhafte Blitzableiter, Explosionen ein, die bis Sonntag früh 2 Uhr anhielten. Die Zahl der durch Glassplitter und Ziegelsteine meist leicht Verletzten beträgt angeblich 300. In dem explodierten Pulvermagazin befanden sich 12.000 Kilogramm Pulver und 13.000 Schrapnells und Granaten in Kisten verpackt. Große Verheerungen weist der jüdische Friedhof bei Podgorze auf, der durch Schrapnells vollkommen zerstört wurde. Alle Grabdenkmäler sind vernichtet. An 17.000 Schießkörper gingen in die Luft. Das Dröhnen wurde meilenweit gehört. Von 100 Wohnhäusern aus der Umgebung des Munitionsmagazins haben 80 Schaden gelitten. Von den 13 Soldaten, welche den Dienst zur Zeit der

Explosion versahen, wurden einer schwer, einer leicht verletzt, während die übrigen sich retten konnten. Ganz Krakau und Umgebung befand sich in fieberhafter Aufregung. Der niedergegangene Platzregen löschte vielfach das durch Blitzschlag entstandene Feuer. Besonders schlimm wurden die Einwohner des Bahnhofes Podgorze betroffen. Die noch in der Nähe von Krakau befindlichen Magazine mit Pulver- und Schießvorräten sollen weiter in das flache Land hinein verlegt werden.

— **Die Geliebte — verkauft.** Der Tagelöhner Valint Magyar in Roposvár hielt es seit längerer Zeit mit dem Mädchen Anna Jzotos. Nun verkaufte Magyar seine Geliebte an seinen Freund Andreas Kocsis, der das Mädchen schon lange mit Liebesanträgen verfolgte. Als Kocsis in der Wohnung des Magyar erschien, um seine neue Geliebte in Empfang zu nehmen, kam es zwischen Magyar und dem Mädchen zu einer heftigen Auseinandersetzung. Da Magyar die Jzotos zwingen wollte, mit dem Kocsis zu gehen, geriet diese derart in Aufregung, daß sie ein Messer ergriff und es ihrem Geliebten in die Brust stieß. Kocsis ergriff die Flucht. Magyar wurde in schwerverletztem Zustande ins Spital überführt.

— **Große Widmungen.** Kommerzienrat Bernhard Mey hat der sächsischen Grenzstadt Sebnitz 50.000 Mark mit der Bestimmung überwiesen, daß 30.000 Mark einem Arbeiterheim, in welchem unverheiratete Arbeiter deutscher und österreichischer Nationalität Unterkommen finden, und 20.000 Mark für die dortige Blumenschule, wo junge Mädchen Beihilfe zum Besuch derselben erhalten, zufallen sollen. — Der Londoner Millionär Morrison ist am 5. d. M. im Alter von 92 Jahren gestorben. Er hatte durch Häuser- und Grundstücksgechäfte in langer arbeitsreicher Tätigkeit ein Vermögen von mehr als 200 Millionen Mark erworben. Davon hat er 1.100.000 Mark wohlthätigen religiösen Stiftungen vermacht, den Rest aber, nach einer Anzahl von Legaten an Angestellte und Dienstboten, unter seine Verwandten verteilt. Die Steuer auf den Nachlaß beträgt allein zwanzig Millionen Mark.

— **Überfallene Radfahrer.** In der Nähe von Hersfel bei Bonn wurden am 3. Juni abends zwei Radfahrer, die in Abständen von etwa zehn Minuten die Chaussee passierten, von Wegelagerern überfallen und ihres Geldes beraubt. In beiden Fällen kniebelten die Burschen ihre Opfer und banden sie an Chausseebäume. Als dann flüchteten sie auf den beiden gestohlenen Rädern. Als sie sich von mehreren Dorfbewohnern verfolgt sahen, gaben sie mehrere Revolverschüsse auf die Verfolger ab. Ein Radfahrer wurde durch einen Schlag auf den Kopf schwer verletzt.

— **Damenhüte als Verkehrshindernis.** Am Praterstern trug sich vor einigen

Tagen ein heiteres Geschichtchen zu. Namen da in einem Waggon der „Elektrischen“ zwei Damen in Kollision, die auf ihren Köpfen moderne Riesenhüte à la Wagenrad trugen. Beide Damen hatten es sehr eilig und diemal die eine rasch einsteigen wollte, suchte die andere schnell auszustiegen. Am Trittbrette kam es zum Zusammenstoße. Die beiden Riesenhüte versingen sich in einander, indem die langen Federn der einen sich in das Schleiergewebe der anderen festbohrten und voilà tout: das Verkehrshindernis war fertig. Unter Ansammlung einer riesigen Menschenmenge bemühten sich der Kondukteur und einige hilfsbereite Herren, die feindlichen Damenhüte zu trennen, was auch nach einiger Zeit gelang.

— **Vorsicht mit Spiritusbrennern!** Als in Wiesbaden am 7. d. eine Frau aus einer Flasche Spiritus auf einen brennenden Spirituskocher ausgießen wollte, entstand eine Explosion, wodurch die Kleider der Frau in Brand gerieten. Sie erlitt so schwere Verletzungen, daß sie bald darauf starb. Ihr Mann, der die Flammen ersticken wollte, trug auch schwere Brandwunden davon.

— **Nachhaft.** In Kornthal bei Stuttgart wurde am 9. Juni der Bahnassistent Huber von einem 19jährigen Schlosser, der sich im Zuge ungebührlich benommen hatte, und dessen Personalien deshalb festgestellt worden waren, auf dem Heimwege überfallen und niedergeschlagen. Der schwerverletzte Beamte ist seinen Verletzungen im Krankenhause erlegen.

— **„Kreuzottern“ im Frauenabteil.** Ein drolliges Verkommenis spielte sich in einem Frauenabteil des Königsberg-Berliner Schnellzuges ab. In Kreuz war eine Dame zugestiegen, die einen großen Kasten mit sich führte, den sie, ohne dessen Inhalt zu kennen, für einen Bekannten mitbringen sollte. In dem Kasten befanden sich lebende Male, diese befreiten sich und krochen plötzlich auf dem Fußboden umher. Da erschallte auch schon der Schreckensruf „Kreuzottern“ und die Passagiere, Frauen und Kinder, krochen schleunigst in die Gepäckneze. Hier saßen sie in größter Angst mit angezogenen Beinen, bis man sie in Landsbeg von ihrer Sorge befreite und die Male, die es sich unter den Bänken bequem gemacht hatten, wieder einsing. Es bedurfte längerer Zeit, um die Aufgereagten wieder zu beruhigen.

Buntes Allerlei.

Immer derselbe.

Ein alter Gymnasiallehrer trifft einen früheren Schüler, den er seit dreißig Jahren nicht gesehen hat, wieder, und es entspinnt sich folgendes Gespräch: „Was sind Sie denn jetzt eigentlich, mein Lieber?“ — „Reichsgerichtsrat, Herr Oberschulrat.“ — „Das ist recht, fahren Sie nur so weiter fort!“

Praktische Logik.

Ein Bauer ließ seinen Sohn studieren und als dieser nach Schulschluß zuhause kam, fragte der Vater den Sohn: „No, was hast d' jetzt all's studiert?“ — Studiosus: „Logik!“ — Bauer: „Woast net, was dös is!“ — Studiosus: „Das werd' ich Dir gleich erklären, Vater. Da hast Du gerade drei Würst'. Ich werde Dir beweisen, daß es fünf sind. Wo drei Würste sind, sind auch zwei. Drei und zwei gibt fünf. Also hast Du fünf Würste.“ — Bauer: „Em . . . Woast d' was, i' is jetzt die drei Würst', und Du kannst dann die andern zwei essen!“

Der gutmütige Johann.

„Johann“, sagte Leutnant Malwik zu seinem Diener, „hier hast Du 30 Pfennig, hole für uns zwei Würste, eine für zehn Pfennig und eine andere für zwanzig Pfennig.“ — Nachdem Johann die Würste geholt hatte, sagte der Leutnant: „Das Zeug da will mir heut' gar nicht schmecken.“ — Johann: „Mit Verlaub, der Herr Leutnant sollten doch nicht auf den Groschen sehen und sich auch eine Wurst für zwanzig Pfennig gönnen. Die für zehn Pfennig taugen wirklich nichts!“

Der poetische Nachtwächter.

In einem kleinen Neste, halb Dorf, halb Stadt, bricht Feuer aus; der beim Studium Homers sitzende Philologie-Professor Versmeier wird durch den Feuerlärm gestört, reißt das Fenster auf und ruft dem auf sein Haus zueilenden Nachtwächter entgegen: „Wächter der Nacht, sag' an, in Bezug auf's Feuer, wo ist es?“ — Der Gefragte antwortete schnell und gesagt: „Mann im Rocke des Schlaf's, es brennt Dein Hausen des Mistes!“

Beim stehenden Heer.

Ein überfüllter Vorortszug. Auf der Station Behlendorf drängen sich noch zwei Personen in ein Rupee, ein General und ein Jüngling in Zivil. In Steglitz verläßt eine Dame das Abteil, und der Jüngling jongliert sich mit rascher Bewegung auf den freigewordenen Sitzplatz. „Junger Mann“, sagte der Militär, „den Platz hätten Sie mir wohl überlassen können!“ — „I wo“, entgegnete dieser; „Sie gehören doch zum stehenden Heere.“

Scharfsinnig.

Ein Lehrer erklärte seinen Schülern das Wesen des Geistes und fügte seinen Erläuterungen zum besseren Verständnis hinzu: „Der Geist hat keinen Körper, also keinen Kopf, keinen Hals, keine Arme und keine Beine. Was ist also ein Geist, Michel?“ — Nach längerem Nachgrübeln hatte es Michel gefunden und gab zur Antwort: „Der Geist ist ein Bauch.“

Was geholfen hatte.

Ein Brauereibesitzer in Westfalen begann noch im Spätherbst einen Kellerbau; aber trotz der großen Arbeiterzahl ging zu seinem Ärger das Ausschachten des Grundes gar nicht vorwärts. Plötzlich kam ein wunderbarer Feuereifer in die

Leute und von Tagesgrauen bis zum späten Abend gruben sie mit einer heisspiellofen Emsigkeit. Als der Boden tief genug ausgehoben, konnten sie fast nur durch Gewalt vom Eindringen in größere Tiefen abgehalten werden, und schieden mit Wehmut von dem Schauplatz ihrer Tätigkeit. Der Brauer rieb sich verstoßen lächelnd die Hände und was war des Rätsels Lösung? Er hatte in einen alten irdenen, von Salz zerfressenen Topf einen Pergamentstreifen gelegt, den er in altertümlichen Schrift mit folgenden Worten beschrieben:

„Hierunder ligt vill Geld begrawe,
Und wer et find, der soll et hawe.
Gedenke der Armen.“

Er hatte den Topf mit einem verwitterten Steine zugedeckt und ihn da vergraben, wo ihn die Arbeiter am nächsten Tage finden mußten.

Sparjamkeit.

Treffend ist folgende Äußerung eines Hofmeisters Karl V., dessen Haus zwar groß und prächtig, aber dabei mit einer unverhältnismäßig kleinen Küche versehen war und welcher dem Kaiser auf desfallsiges Befragen erwiderte: „Gnädigster Herr, eben diese meine kleine Küche hat mein Haus so groß gemacht!“ Ob sich wohl manche Hausfrauen, die so häufig in der Lage sind, über zu kleine Küchen klagen zu können, damit zu trösten vermögen?

Den Wert des Schweigens lehrt uns am besten ein Schwäzer.

Der niedrigste Trumpf kann das Spiel entscheiden.

So mancher spricht von der heiligen Aufgabe seines Lebens und meint sein Steckenpferd.

Rätsel-Aufgaben.

Rätsel.

Ich bin mit **D** der Menschen Mutter,
Mit **B** nur eines Menschen Sohn;
Es schmückt mit **I** mich eine Krone,
Allein ich habe keinen Thron.

Worträtsel.

Im Doppelsinn gefährvoll ist der Weg,
Den kühn ich wand're in verschwieg'ner Nacht,
Kein Fels ist mir zu steil, zu schmal kein Steg,
Wenn er dem Ziel mich nähert, unbewacht.

Und lockt mich nur Gewinn von Geld und Gut,
Liegt nicht ein Reiz in der Verwegenheit?
Doch lobenswert wird leider nie mein Mut
Gefunden von der hohen Obrigkeit.

Nimm Kopf und Fuß! Was nun sich offenbart,
Und mögen wir vielleicht es täglich seh'n,
Wehmütig in Gedanken mit ihm paart
Die Mahnung sich an irdisches Vergeh'n.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Magisches Dreieck.
Elfe, Laß, Ich, St, G.

Städte-Rätsel.

Frankfurt, Gleiwitz, Bromberg, Stargard, Magdeburg, Berlin, Coblenz, Florenz.

Durch das Los erhielten Preise:

Jos. Tille, Plan; Jos. Zwaßka, Remelskau; P. Franz Betta, Schwarz (Tirol).

Richtige Lösungen

gingen ferner ein von: Jos. Wieden jun., Wellnitz; M. Beck, Eichelmühle; Firmin G. Kratky, Stift Klosterneuburg; Karlmann Eigl, Wien I.; Math. Schreiner, St. Lorenzen a. W.; Luise Schöbeck, Mähr.-Schönberg; Emil Böhm, Hohenörlitz; Fr. Herrgesell, Schönwald; Peter Egger, Expos., Benon.

Richtige verspätete Lösungen

aus voriger Nummer gingen ein von: A. Erker, Mitterdorf; P. Beda Bobitzer, O. S. B., Marienberg; Peter Kuen in Grissian.

Der heutigen Nummer liegt eine Beilage vom löbl. Katholischen Universitätsvereine bei, die wir einer geneigten Beachtung empfehlen.

Eine Platte gratis.
Verlangen Sie Offert!

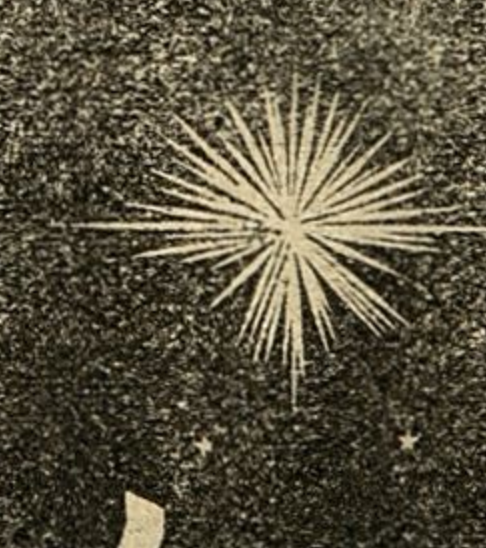


Eine Platte gratis.
Verlangen Sie Offert!

Valerie Kirchner, Wien
III., Hauptstrasse 5, Mezzanin.
Abtlg. Nr. 16.
Geschäftsbestand 12 Jahre.

Platten von	1 K	Sie
Walzen von	80 h	Verlangen Sie Offert!
Apparate von	20 K	
Phonographen von	9 K	

Ein Teil der Vorräte mit **25% Rabatt.**



Bräzay

Franzbranntwein

ist der Beste

Billigste Einkaufsquelle!

Handgewebte Leinwand Rasenbleiche

in allen Qualitäten und Breiten.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt, Zulettis, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschirr- und Gläsertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damenwäsche, Bettfedern und Daunen usw.

Fabrikniederlage der „Monopolweberei“, vorzüglich geeignet für Leib- und Bettwäsche. Leinentaschentücher zu Original-Fabrikpreisen empfiehlt das

Versandgeschäft
Marie Hentschel, Schluckenau, Böhmen.

Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten.

Durch die Waschmaschine System „Krauß“ wird die Wäsche weder gerieben noch gerumpelt. Die Wäsche reinigt sich durch die innige ständige Bewegung und durch das fortgesetzte Heben und Stürzen in kochendem Laugenwasser in sich selbst.

Ein Kind

ist imstande in 20 Minuten ca. 15 Hemden zu kochen, zu dämpfen und gründlich zu reinigen. Mit Rücksicht auf die Schonung Ihrer oft sehr teuren Wäsche, sind

75 Prozent Gesamtersparnisse

nicht überschätzt. Der größte Vorteil dieser neuen Methode ist der, daß Sie durch Regulierung der Feuerung, je nachdem es die wollene, bunte, Leib-, Bett- oder Tischwäsche verlangt, mit jeder Temperatur von 60—102 Grad ganz gleichmäßig waschen können, was aber bei der alten Methode nicht möglich ist. Beschreibungen versendet gratis

Bernhard Hähner, Chemnitz i. S. Vertreter an allen Plätzen gesucht.



Grässlich

hohe Preise werden oft für

Herren und Damen-Stoffe

bezahlt. Dies können Sie nur vermeiden, wenn Sie direkt am Tuchfabrikplatz kaufen. Verlangen Sie daher kostenlose Zusendung meiner reichhaltigen Frühjahrs- und Sommer-Musterkollektion. Führe nur erstklassige Erzeugnisse und aparte Saisonneuheiten.

Tuchversandhaus

Franz Schmidt, Jägerndorf
Nr. 10, (Oesterreich.-Schlesien).

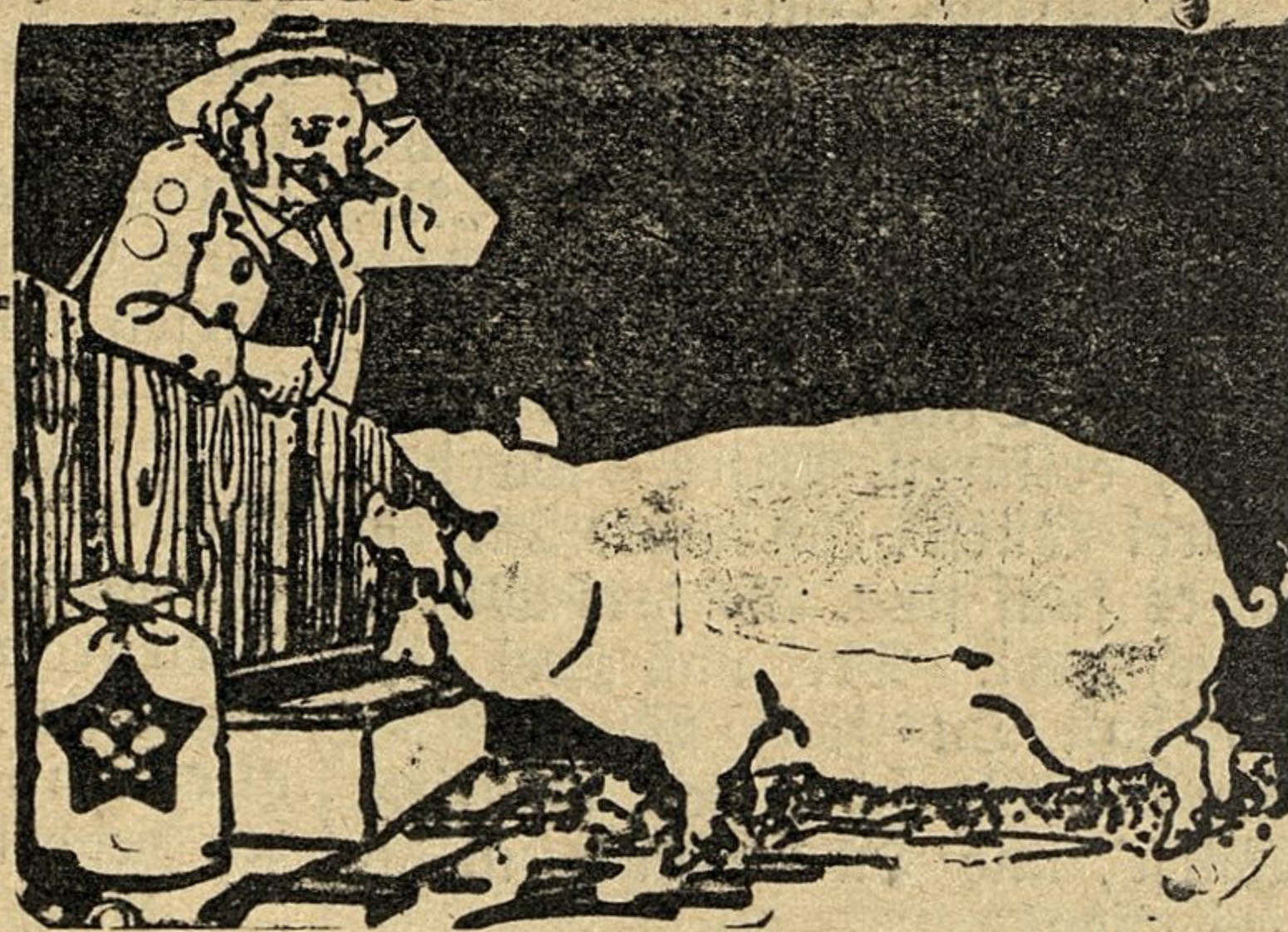
Erstes christliches Versandhaus in Deschenitz.

Billige Bettfedern.



1 Kilo neue, graue, geschliffene Bettfedern K 2, halbweiße K 2-80, weiße K 4, bessere K 6, Herrschaftsschleiß, schneeweiß K 8, Daunengrau K 6—7 u. K 8, weiß K 10, Brustflaum K 12, Kaiserflaum K 14, von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten aus dichtfädigem rotem, blauem, gelbem oder weißem Nanjing (Zulett) 1 Tuchent 180 cm lang 118 cm breit samt 2 Kopfpolster, 80 cm lang, 58 cm breit, genügend gefüllt mit neuen grauen dauerhaften Bettfedern K 16, Halbdunen K 20, Dunen K 24, Tuchent allein K 12—14 u. 16, Kopfpolster allein K 3—3-50 u. 4, ferner Unterbetten und Kinderbetten I. Preisliste versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10 an franko **Josef Blahut in Deschenitz, 173, Böhmerwald.** Nichtpassendes umgetauscht od. Geld retour. Ausf. Preisliste grat. u. frank.



Erstaunlich gross

□ □ und schwer □ □

werden die Tiere, welche regelmäßig mit dem Futter ein wenig

Schicht's Viktoria- Vieh-Nährsalz

erhalten. Sie fressen gut, werden früh schlachtreif, setzen kerniges Fleisch und starken Speck an. Die Tiere bleiben gesund und überwinden besser Krankheiten, erworbene sowie ererbte. Milchtiere geben mehr und gehaltreichere Milch, für Aufzucht und Nutzung der Tiere ist Nährsalz unentbehrlich.

Broschüre »Erfolgreiche Viehhaltung« gratis und franko.

In allen besseren einschlägigen Geschäften zu haben. Probepakete K 4.50 per Post franko.

Georg Schicht A.-G.,

Abteilung Futtermittel,

Aussig a. E.



Ausgeführt für die
Kirche in Peterswald.

Heinrich Hesse

Glasmalerei und Kunstglasererei
HAIDA in Böhmen.

Gegründet 1883.

Prämiert mit der Staatsmedaille goldenen Medaille u. Ehrenpreisen.

Erste Haldaer Kunstanstalt
für Herstellung aller Arten

Kirchenfenster.

Ausführung stilgerecht u. kunstvoll bei mäßigen Preisen.

Skizzen u. Kostenvoranschläge gratis

Grössere figurale Arbeiten lieferte für die Kirchen zu:

Altstadt i. M., Grulich, St. Georgenthal, Hennersdorf, Parschnitz, Reichenberg, Bensen und Peterswald i. Böhmen, Gieba u. Domeschau i. Mähren u. s. w.

Halda, Hauptsitz d. weltbekannten Nordböh. Glasindustrie mit k. Fachschule.